



ORIENTIERUNG

Nr. 11 65. Jahrgang Zürich, 15. Juni 2001

UNTER DEN VON der *Zweiten Europäischen Ökumenischen Versammlung* in Graz (1997) entgegengenommenen Handlungsempfehlungen findet sich im Abschnitt «Die Suche nach der sichtbaren Einheit zwischen den Kirchen» folgender Vorschlag:¹ «Wir empfehlen den Kirchen, ein gemeinsames Dokument zu erarbeiten, das grundlegende ökumenische Pflichten und Rechte enthält und daraus eine Reihe von ökumenischen Richtlinien, Regeln und Kriterien ableitet, die den Kirchen, ihren Verantwortlichen und allen Gliedern helfen, zwischen Proselytismus und christlichem Zeugnis sowie zwischen Fundamentalismus und echter Treue zum Glauben zu unterscheiden und schliesslich die Beziehungen zwischen Mehrheits- und Minderheitskirchen in ökumenischem Geist zu gestalten.» Begründet wird diese Empfehlung mit dem Hinweis auf die aktuelle schwierige Situation, in der sich die ökumenische Gemeinschaft befände. Die Verfasser des Textes reagierten damit auf die in der Vorbereitung auf das Grazer Treffen ausgebrochenen Konflikte, d. h. auf die Absage des Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel, Bartholomaios, an der Grazer Versammlung teilzunehmen und dort zu sprechen, wie auf den Verzicht des Moskauer Patriarchen Alexij II., unmittelbar vor der Grazer Versammlung sich mit Papst Johannes Paul II. im Zisterzienser-Kloster Heiligenkreuz (bei Wien) zu treffen. Die Empfehlung selbst erwähnt deutlich die einschlägigen Streitpunkte, ob nämlich der Vorwurf des Proselytismus von den orthodoxen Kirchen gegenüber evangelisierenden Kirchen und Denominationen zu Recht erhoben wird und ob nicht auf der Gegenseite die beschuldigten kirchlichen Gemeinschaften legitimerweise das Recht und die Pflicht zur Verkündigung des Evangeliums in Anspruch nehmen. Und sie zieht daraus den Schluß, es sei angesichts der genannten Streitpunkte notwendig, eine ökumenische Kultur des Zusammenlebens und der Zusammenarbeit zu pflegen und eine dafür verbindliche Grundlage zu schaffen.

Straßburg – «Anfang eines Anfangs»?

Diese Handlungsempfehlung bildet den Ursprung und den Ausgangspunkt für die *Charta Oecumenica*. *Leitlinien für die wachsende Zusammenarbeit unter den Kirchen in Europa*, die am Ende der Europäischen Ökumenischen Begegnung in Straßburg (17. bis 22. April 2001) von dem Vorsitzenden der *Konferenz Europäischer Kirchen* (KEK), Metropolit Jérémie Caligiorgis (Paris), und dem Vorsitzenden des *Rats der Europäischen Bischofskonferenzen* (CCEE), Kardinal Miloslav Vlk (Prag), im Namen der von ihnen vertretenen Gremien unterzeichnet worden ist.² Für Zielsetzung und Inhalt der *Charta Oecumenica* waren im Verlaufe der Redaktionsarbeit neben dem zitierten Text die zwei andern Handlungsempfehlungen wichtig, die sich im (gleichen) Abschnitt «Die Suche nach der sichtbaren Einheit zwischen den Kirchen» finden. Einmal wird dort auf die für das Jahr 2000 geplanten Jubiläumsfeiern hingewiesen, wie sie von einzelnen Kirchen vorbereitet werden, und der Vorschlag gemacht, um der ökumenischen Glaubwürdigkeit willen, im Rahmen dieser Feiern ein gemeinsames Zeugnis abzulegen. Weiters wird den Kirchen empfohlen, die ökumenische Ausbildung zu fördern, vor allem gemeinsame Bibelstudien zu organisieren, um sich so um eine gemeinsame Sicht der Geschichte zu bemühen «und alle Gelegenheiten wahrzunehmen, sich wechselseitig besser kennenzulernen und gemeinsame Erfahrungen zu sammeln». Die Empfehlung für «Leitlinien wachsender Zusammenarbeit unter den Kirchen Europas» verknüpft sich von Anfang an mit der Frage, wie die sichtbare Einheit zwischen den Kirchen zu suchen und darüber glaubwürdig Zeugnis abzulegen sei.

Noch im Spätherbst 1997 wurden von CCEE und KEK die ersten Schritte zur Erarbeitung der *Charta Oecumenica* unternommen.³ Auf der Vollversammlung des CCEE im Oktober 1997 wurde beschlossen, gemeinsam mit der KEK die Grazer Empfehlung in die Tat umzusetzen. Der Zentrallausschuß der KEK seinerseits fällt im November 1997 eine gleichlautende Entscheidung. Der gemeinsame Ausschuß von KEK und CCEE empfahl dann im Februar 1998, gemäß dem Grazer Vorschlag den Text für eine *Charta Oecumenica* zu erarbeiten. Dieser sollte weder Lehrfragen noch Probleme der Kirchen-

ÖKUMENE/EUROPA

Straßburg – «Anfang eines Anfangs»? Zur Europäischen Ökumenischen Begegnung in Straßburg (17.–21.4. 2001) – Die Grazer Handlungsempfehlung – Streit um Proselytismus und Mission – Eine Initiative von KEK und CCEE – Die Idee einer *Charta Oecumenica* – Die Suche nach mittleren Axiomen – Eine Kultur der Anerkennung – Ein breiter Konsultationsprozeß in den europäischen Kirchen – Suche nach sichtbarer Einheit der Kirchen – Eine Rezeption der großen ökumenischen Weltversammlungen – Der Grad der Verbindlichkeit – Ein Treffen von Jugendlichen und Kirchenleitungen – CCEE und KEK müssen den Prozeß weiterführen. *Nikolaus Klein*

ARGENTINIEN/PARAGUAY

Autonomie und Nachhaltigkeit: Eindrücke einer Expertenreise mit Misereor durch Nordargentinien und Paraguay – Rodungen von Regenwäldern – Ist eine Vereinbarkeit von ökologischer, ökonomischer und sozialer Nachhaltigkeit möglich? – Allgemeine Probleme der Landbevölkerung – Tagelöhner und landlose Bauern – Mangelnde Infrastruktur auf dem Lande – Verstreute Siedlungen – Partizipative Förderung als Weg – Die Agenda 21 der UNCED – Fachliche Beratung und Organisation von Kooperativen – Landzugang oder Schutz der Regenwälder? – Die Organisation von «Runden Tischen» – Förderung der Selbstversorgung – Grüne Gentechnik als Beitrag zur Nachhaltigkeit? – Ökologische und politische Optionen im Konflikt. *Michael Rosenberger, Würzburg*

CHINA/EUROPA

Verwandtschaft trotz Fremdheit? Martino Martini S.J. (1614–1661) und die Chinamission im 17. Jahrhundert – Ein Sammelband von internationalen Beiträgen – Martini und der Ritenstreit – Der Kartograph und Historiker – Brückenschlag zwischen antiker Philosophie und konfuzianischer Intellektualität. *Jean-Pierre Voiret, Hermance*

KIRCHENGESCHICHTE

Das Frühchristentum und seine Historie: Zu einem Sammelband von *Norbert Brox* – Wissenschaftstheoretische Problematik historischer Theologie – Apostolizität als offener Prozeß – Kritik der Denkmäler der Ideologie. *Heinz Robert Schlette, Bonn*

LITERATUR

«...ein Spiel mit Fakten und Fiktionen»: *Norbert Gstreins* erzählerische Werke – Tirol und die Alpen – Identitätsverlust und Sprachnot – Soziologie des Lebens in der Provinz – Distanz zu Österreich – Helden und «Lebensstellvertreter» – Ein Mensch wird geopfert – Wahrhaftigkeit der Erinnerungskultur? – Selbstfindungsgeschichten von Außenseitern und Ausgesetzten. *Michael Braun, Köln*

verfassung behandeln, sondern auf der Grundlage der Schrift und bereits vorliegender ökumenischer Dokumente Prinzipien und Kriterien für die Förderung des ökumenischen Engagements unter den Kirchen in Europa festschreiben sowie Vorschläge zur Förderung von Lernprozessen für eine «ökumenische Kultur» vorlegen. In der gleichen Sitzung entschied sich der gemeinsame Ausschuss überdies für einen komplexen Konsultationsprozeß zur Textredaktion: Nicht nur sollte eine redaktionelle Arbeitsgruppe einen Entwurf für die *Charta Oecumenica* verfassen, sondern dieser sollte immer wieder Vertretern aus den Mitgliedskirchen der KEK und einzelner Bischofskonferenzen zur Diskussion vorgelegt werden. Anfang Mai 1999 fand in Graz eine solche Konsultation statt, auf welcher der Rahmen für die *Charta Oecumenica* erarbeitet wurde.

Von entscheidender Bedeutung für das Ergebnis der Konsultation in Graz waren die dort gehaltenen Referate von Pater Waclaw Hryniewicz OMI (Lublin) und Fritz Erich Anhelm (Evangelische Akademie Loccum). W. Hryniewicz sprach über die Schwierigkeiten der Ökumene heute, wie sie vor allem in den osteuropäischen Ländern zu finden sind. Dabei arbeitete er in aller Breite die nichttheologischen Faktoren von Kirchenkonflikten heraus, die ihre Wurzeln in den Enttäuschungen und schmerzlichen Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit haben und denen nur mit einer «Kultur der Anerkennung» begegnet werden kann. F. E. Anhelm ging in seinem Vortrag von dem Begriff «Charta» aus, wie er im profanen Bereich verwendet wird.⁴ Im heutigen Staats- und Völkerrecht wird darunter ein satzungähnliches Dokument verstanden, das bestimmend auf das Rechtsleben wirkt. So beschreibt die «Charta von Paris», die Gründungsurkunde der *Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa* (OSZE), die aktuelle Lage und verpflichtet die Vertragspartner auf bestimmte Grundoptionen (Demokratie, Menschenrechte, Rechtsstaatlichkeit u. a.) und fordert die Fortsetzung des Abrüstungsprozesses, die friedliche Regelung von Streitfällen und einen intensiven Kulturaustausch. F. E. Anhelm charakterisiert eine «Charta» auf folgende Weise: «Die Charta formuliert sozusagen mittlere Axiome, d. h. Grundsätze, die aus sich selbst heraus so lange nachvollziehbar und selbstverständlich bleiben sollen, bis sie durch neue bessere Einsichten abgelöst werden.»

Dieser grundsätzliche Vorbehalt gegenüber einer jeweils vorliegenden Textgestalt einer Charta bedeutet aber nicht eine Relativierung der damit von den Partnern eingegangenen Verpflichtung. F. E. Anhelm verdeutlichte diesen Sachverhalt, indem er die Arbeit an der *Charta Oecumenica* als Fortsetzung eines in den *Europäischen Ökumenischen Versammlungen* von Basel (1989) und Graz (1997) begonnenen Prozesses, der dort erarbeiteten

¹ Rüdiger Noll, Stefan Vesper, Hrsg., *Versöhnung. Gabe Gottes und Quelle neuen Lebens. Dokumente der Zweiten Europäischen Ökumenischen Versammlung in Graz*. Graz 1998, S. 53. Zur Differenz zwischen durch die Vollversammlung *angenommenen* Texten (Botschaft und Basistext) und durch die Vollversammlung *entgegengenommenen* Texten (Handlungsempfehlungen und Hintergrundmaterial) vgl. Heinz-Günther Stobbe, *Kommentierender Werkstattbericht zu den Grazer «Handlungsempfehlungen»*, in: *Una Sancta* 52 (1997), S. 203–210; Lukas Vischer, *Ökumenische Bewegung ohne konziliares Gefäß. Zur zweiten Europäischen Ökumenischen Versammlung in Graz*, in: *EvTheol* 57 (1997), S. 465–468; Ders., *Christliches Europa? Die Kirchen zwischen Anpassung und Widerstand*, in: Felix Senn, Hrsg., *Widerstehen und befreien. Versöhnung in friedlosen Verhältnissen*. Luzern 1998, S. 25–40. – Der Titel des Beitrages ist bewußt in Anlehnung an den grundlegenden Aufsatz von J. B. Metz (*Das Konzil – «der Anfang eines Anfangs?»*) gewählt (in: Klemens Richter, Hrsg., *Das Konzil war erst der Anfang*. Mainz 1991, S. 11–24.).

² Der Text der *Charta Oecumenica* ist erhältlich bei: Sekretariat des CCEE, Gallusstr. 24, CH-9000 St. Gallen; Sekretariat der KEK, P.O. Box 2100, 150, route de Ferney, CH-1211 Genève 2.

³ Vgl. Viorel Ionita, *Europa: eine neue Charta Oecumenica*, in: *Una Sancta* 54 (1999), S. 170–175. In der Redaktionsgruppe für die *Charta Oecumenica* war das CCEE mit seinem Generalsekretär Aldo Giordano sowie Remi Hoekman OP, Waclaw Hryniewicz und Ilona Riedel-Spangenberg und die KEK mit ihrem Generalsekretär Keith Clemens sowie Reinhard Frieling, Gianna Sciclone und Vladimir Shmaly paritätisch vertreten.

⁴ Fritz Erich Anhelm, *Eine «Charta Oecumenica» der Kirchen Europas*, in: *ÖkumRundschau* 48 (1999), S. 462–470.

Gemeinsamkeiten, aber gleichzeitig sichtbar gewordenen Vorbehalte und Konflikte beschrieb. Darum schlug er vor, daß eine *Charta Oecumenica* drei Ebenen umfassen müsse: «Die der realistischen Bestandsaufnahme der gegenwärtigen ökumenischen Beziehungen zwischen den Kirchen und die theologisch-ökologische Deutung dieser Bestandsaufnahme; dann die Ebene der ethisch-praktischen Orientierung zu Staat, Wirtschaft und ziviler Gesellschaft und schließlich die Ebene der Instrumentarien und Verfahren, die den ökumenischen Dialog zwischen den Kirchen gewährleisten und die darin enthaltenen Konflikte der Bearbeitung und Lösung zugänglich machen.»

Die Teilnehmer der Konsultation in Graz machten sich nicht nur die Überlegungen von W. Hryniewicz und F. E. Anhelm zu eigen. Im Lichte der vorgetragenen Vorschläge überprüften sie die bisherige Redaktionsarbeit an der *Charta Oecumenica* und einigten sich für die weitere Bearbeitung des Textes darauf, in den Prozeß der Konsultation nicht nur Kirchenleitungen einzubeziehen, sondern diesen jedermann zugänglich zu machen. Als inhaltliche Leitlinie wurde festgehalten: «Subjekt der Charta sind die Kirchen, die Charta soll also im Namen der Kirchen verfasst werden; – in der Einführung soll die ökumenische Erfahrung der europäischen Kirchen vor allem durch die beiden europäischen Versammlungen von Basel (1989) und Graz (1997) als Ausgangspunkt berücksichtigt werden; – jeder Teil der Charta soll mit einem passenden Zitat aus der Bibel eingeführt werden, – der neue Text soll mehr inspirierend und prophetisch wirken; – die Frage der Ekklesiologie darf in dieser Charta nicht verloren gehen; – als Basis für den gemeinsamen Glauben soll das Glaubensbekenntnis von 381 genommen werden.»

Der Konsultationsprozeß

Auf der Basis der Konsultation in Graz wurde ein Entwurf der *Charta Oecumenica* verfaßt und im Juli 1999 vom gemeinsamen Ausschuss von KEK und CCEE angenommen und anschließend den einzelnen Kirchen in Europa, kirchlichen Organisationen und Einzelpersonen zur Stellungnahme zugesandt. Der Entwurfstext gliederte sich in eine Einführung und drei Hauptteile⁵: Im ersten Teil wird ein Bekenntnis der gemeinsamen Berufung zur Einheit im Glauben formuliert, während der zweite Teil den Weg zur sichtbaren Gemeinschaft der Kirchen in Europa beschreibt und der dritte Teil die gemeinsame Verantwortung der Kirchen in Europa zur Sprache bringt. Jeder Teil seinerseits ist in zwei Schritte gegliedert: Auf eine Beschreibung bzw. eine Bestandsaufnahme der aktuellen Lage folgt anschließend eine Reihe von Verpflichtungen.

Bis Oktober 2000 waren von den 34 in der CCEE erfaßten Bischofskonferenzen, von den 127 in der KEK zusammengeschlossenen Kirchen und assoziierten Organisationen, von Organisationen und Einzelpersonen 150 Stellungnahmen eingegangen. Während in allen Antworten das Projekt einer *Charta Oecumenica* befürwortet wurde, betrafen die Kritiken und Vorbehalten die Frage, wie angesichts des jeweils unterschiedlichen Verständnisses von Kirche die Einheit der Kirchen verstanden werden könnte. In einigen Stellungnahmen wurde vorgeschlagen, die bisherigen ökumenischen Institutionen zu stärken, während andere der Meinung waren, daß man sich in einer neuen Phase des ökumenischen Weges befinden würde, bei dem die bisher benutzten Strukturen und Methoden gründlich erneuert werden müßten. Weitere Stellungnahmen bezogen sich darauf, wie das Verhältnis christliche Kirchen und Europa bestimmt werden sollte. Sind die Kirchen als «Seele Europas» zu verstehen, wie es der Entwurf der *Charta Oecumenica* in einer Überschrift selber formulierte, oder ist von einem «inspirierenden Beitrag» der Kirchen für Europa zu sprechen? Ein weiterer kontroverser Punkt war die Frage nach dem Grad der Verpflichtung der *Charta Oecumenica*: Wurde in einigen Antworten festge-

⁵ *Charta Oecumenica*. Für die Zusammenarbeit zwischen den Kirchen in Europa, in: *ÖkumRundschau* 49 (2000), S. 218–223.

stellt, der Text sei zu verbindlich, äußerten andere ihre Besorgnis darüber, wie nachgeprüft werden könne, daß der von den Kirchen unterzeichnete Katalog von Verpflichtungen auch eingehalten werde.

Im Oktober 2000 traf sich der Redaktionsausschuß, um auf der Grundlage der eingegangenen Stellungnahmen den Entwurf der *Charta Oecumenica* zu prüfen und ihn zu revidieren, so daß Ende Januar 2001 der gemeinsame Ausschuß von CCEE und KEK den endgültigen Text verabschieden konnte.

Suche nach sichtbarer Einheit der Kirchen

Der endgültige Text der *Charta Oecumenica* bringt gegenüber seinem Entwurf eine Klärung über den Grad der von ihm beanspruchten Verbindlichkeit. In der Einleitung wie in der Schlußpassage wird er als ein Basistext bezeichnet. Damit sollte zum Ausdruck gebracht werden, daß der Text verbindlicher ist als eine Diskussionsgrundlage. In der Deutung dessen, was unter einem Basistext verstanden wird, versucht die *Charta Oecumenica* den gegenüber ihrem Entwurf geäußerten Einwänden gerecht zu werden, indem dem unterschiedlichen Charakter von CCEE wie der KEK und der in ihr zusammengeschlossenen Kirchen Rechnung getragen wird. Kann das CCEE als Rat der Bischofskonferenzen für seine Mitglieder verbindliche Entscheidungen fällen, so kann das KEK für seine Mitgliedskirchen nur Empfehlungen aussprechen. Dementsprechend formuliert die *Charta Oecumenica*: «Ihre Verbindlichkeit (*scil.* der *Charta Oecumenica*) besteht vielmehr in der Selbstverpflichtung der europäischen Kirchen und ökumenischen Organisationen. Diese können für ihren Bereich auf der Grundlage dieses Basistextes eigene Zusätze und gemeinsame Perspektiven formulieren, die sich konkret mit ihren besonderen Herausforderungen und den sich daraus ergebenden Verpflichtungen befassen.»

Wenn man die im Text der *Charta Oecumenica* gegenüber ihrer ersten Fassung vorgenommenen Änderungen betrachtet, so ist der Wille erkennbar, den Begriff der angestrebten «Einheit der Kirchen» zu präzisieren. Ohne daß dies ausdrücklich erwähnt wird, haben die Verfasser es unternommen, in der Tradition der Vollversammlungen des Weltkirchenrates (ÖRK) von New Dehli (1961) und Nairobi (1975) den Rahmen des ökumenischen Engagements zu bestimmen⁶, indem sie im Text jene Passagen erweitert haben, in denen von der «Einheit» als «Gabe Gottes» gesprochen und zu zeigen versucht wird, wie diese Gabe Gottes im geschichtlichen Vollzug sichtbar werden kann. Konsequenterweise wird dabei der Begriff der «Einheit» durch den Begriff der «Gemeinschaft» (*koinonia*) ersetzt oder erläutert, wie er seinerzeit in der Erklärung der Vollversammlung des ÖRK in Canberra (1991) entfaltet wurde: Stellt der Begriff der «Einheit» den Gedanken der Aufhebung der Vielzahl in den Vordergrund, so hebt der Begriff der «Gemeinschaft» die Beziehung, durch die die Menschen in Jesus Christus miteinander verbunden werden, hervor.⁷ In Rahmen dieser Option der Textarbeit ist deshalb die entscheidende Erweiterung der Verpflichtung (in Nr. 1) zu verstehen: «Wir verpflichten uns, in der Kraft des Heiligen Geistes auf die sichtbare Einheit der Kirche Jesu Christi in dem einen Glauben hinzuwirken, die ihren Ausdruck in der gegenseitig aner-

⁶ Konrad Raiser, Modelle kirchlicher Einheit. Die Debatte der siebziger Jahre und die Folgerungen für heute, in: ÖkumRundschau 36 (1987), S. 195–216.

⁷ Vgl. Lukas Vischer, Ist das wirklich die «Einheit, die wir suchen»? in: ÖkumRundschau 41 (1992), S. 7–24; Angelo Maffei, Die derzeitige theologische Diskussion über die Einheit der Kirche, in: Concilium 33 (1997), S. 310–321; Teure Einheit. Eine Tagung des Ökumenischen Rates der Kirchen über *Koinonia* und Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung in Ronde, Dänemark, 14.–28. Februar 1993, Genf 1993; «*Koinonia* in bezug auf Ethik bedeutet nicht in erster Linie, dass die christliche Gemeinschaft Vorschriften und Regeln festlegt, sondern vielmehr, dass sie ein Ort ist, an dem – zusammen mit dem Glaubensbekenntnis und der Feier der Sakramente und als untrennbarer Teil davon – die biblische Botschaft ständig auf ethische Inspirationen und Erkenntnisse hin erforscht wird und an dem die Fragen, die die Menschheit bewegen, durch beständige ethische Reflexion im Lichte des Evangeliums untersucht werden.»

Montag, 9. Juli, 10 Uhr – Mittwoch, 11. Juli, 18.30 Uhr
in der katholischen Akademie Franz Hitze Haus in Münster:

Aurelius Augustinus (354–430)

Begegnung mit Leben und Werk

- Die *Confessiones*: Autobiographie als Lobpreis der Gnade Gottes
- Schwierigkeiten mit der Bibel: Vom manichäischen zum kirchlichen Schriftverständnis
- Persönliche Gotteserfahrung und theologische Spekulation
- Der Untergang Roms 410 und die Geschichtstheologie in *De civitate Dei*

mit Prof. Dr. Ernst Dassmann, Kirchenhistoriker, Bonn

Information und Anmeldung:

Akademie Franz Hitze Haus, Kardinal-von-Galen-Ring 50
48149 Münster, Telefon 0251-9818-0

kannten Taufe und in der eucharistischen Gemeinschaft findet sowie im gemeinsamen Zeugnis und Dienst.» Wo im endgültigen Text der Ausdruck «eucharistische Gemeinschaft» steht, war im Entwurf nur das Wort «Gottesdienst» zu finden. Konsequenterweise wird dieser Sachverhalt noch einmal im Abschnitt «Miteinander beten» (Nr. 5) wiederholt: «Wir verpflichten uns, dem Ziel der eucharistischen Gemeinschaft entgegenzugehen.» Unverständlich ist deshalb, warum die im Entwurf noch festgehaltene Verpflichtung, regelmäßig ökumenische Gottesdienste zu feiern (Nr. 3 des Entwurfs), in der endgültigen Fassung gestrichen wurde.

Konsequenterweise im Rahmen dieser Suche nach kirchlicher Gemeinschaft formuliert der endgültige Text der *Charta Oecumenica* die den Kirchen auftragene Verkündigung des Evangeliums als die «wichtigste Aufgabe», die nur «gemeinsam» geleistet werden könne. Die sich daraus ergebenden zwei Verpflichtungen sind gegenüber dem Entwurf der *Charta* verbindlicher formuliert, wenn gesagt wird: «Wir verpflichten uns, über unsere Initiativen zur Evangelisierung mit den anderen Kirchen zu sprechen, darüber Vereinbarungen zu treffen und so schädliche Konkurrenz sowie die Gefahr neuer Spaltungen zu vermeiden. Wir verpflichten uns, anzuerkennen, daß jeder Mensch seine religiöse und kirchliche Bindung in freier Gewissensentscheidung wählen kann. Niemand darf durch moralischen Druck oder materielle Anreize zur Konversion bewegt werden; ebenso darf niemand an einer aus freien Stücken erfolgenden Konversion gehindert werden.»

Die Präzisierungen im Verständnis kirchlicher Einheit wirken sich an weiteren Stellen der *Charta Oecumenica* aus. So ist die Überschrift «Europa eine Seele geben» durch den Titel «Europa mitgestalten» ersetzt worden.⁸ Die damit von den Kirchen gegenüber Europa einzunehmende Haltung wird zuerst allgemein als ein Beitrag zur Wahrung der Grundrechte und der sozialen und politischen Förderung der Menschen in Europa beschrieben («Wir verpflichten uns, uns über Inhalte und Ziele unserer sozialen Verantwortung miteinander zu verständigen und die Anliegen und Visionen der Kirchen gegenüber den säkularen europäischen Institutionen möglichst gemeinsam zu vertreten» [Nr. 7]) und anschließend in seinen Konsequenzen für das Zusammenleben der Völker und Kulturen in Europa, der ökologischen

⁸ Zum in der katholischen Kirche weit verbreiteten Komplex von der «Seele Europas» vgl. René Luneau, «Retrouve ton âme, vieille Europe!», in: Ders., Hrsg., *Le rêve de Compostelle. Vers la restauration d'une Europe chrétienne?* Centurion, Paris 1989, S. 25–49.

Verpflichtungen, der Beziehungen zum Judentum, dem Zusammenleben mit Muslimen und der Begegnungen mit andern Religionen und Weltanschauungen entfaltet. Damit wird hier die klassische Trias des konziliaren Prozesses, nämlich Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung im europäischen Kontext reformuliert.⁹

Die Straßburger Begegnung

Nicht um den Text der *Charta Oecumenica* noch einmal zu beraten, war von KEK und CCEE gemeinsam die *Europäische Ökumenische Begegnung* nach Straßburg einberufen worden, sondern es sollten hier die ersten gemeinsamen Schritte zu ihrer Rezeption beraten werden. KEK und CCEE hatten dafür einen komplexen Beratungsprozeß vorgesehen. Einerseits diskutierten in einer zweitägigen Vorkonferenz mehr als 100 Jugendliche aus ganz Europa über mögliche Realisierungen der in der *Charta Oecumenica* formulierten Verpflichtungen. Gleichzeitig hielt die KEK ihre jährliche ordentliche Hauptausschußsitzung ab, während das CCEE turnusgemäß seine Vollversammlung durchführte. Vom 19. bis zum 22. April schlossen sich die drei Gruppen zu einem einzigen Plenum zusammen, um mit Bibelarbeiten, Hauptreferat, Workshops und Plenarsitzungen Schwerpunkte zukünftiger gemeinsamer Arbeit auf der Basis der *Charta Oecu-*

⁹ Neben dem hier vorhandenen thematischen Bezug zum konziliaren Prozeß werden in der Einleitung die *Europäischen Ökumenischen Versammlungen* in Basel und Graz nicht nur in einer historischen Reminiszenz, sondern als für die ökumenische Erfahrung konstitutive Ereignisse erwähnt. Damit sind für Straßburg nicht nur die dort verabschiedeten Verpflichtungen und Beschlüsse weiterhin verbindlich, auch das Prinzip des *konziliaren Prozesses* ist zu berücksichtigen, nämlich die Frage, ob nicht eine *«necessitas concilii»* (Notwendigkeit eines Konzils) angesichts der Konflikte und Krisen in der Welt gegeben ist.

¹⁰ Dazu gehören das Hauptreferat von Metropolit Daniel Cibotea (Iasi/Rumänien), die Bibelarbeiten zu 1 Kor 13 von Bischöfin Bärbel Wartenberg-Potter (Marburg) und Kardinal Cormac Murphy-O'Connor (Westminster), die Workshops unter der Leitung von Ilona Riedel-Spangenberger, Grigorios Larentzakis, Reinhard Frieling und Christian Forster.

menica zu debattieren.¹⁰ Pfarrerin Elfriede Dörr (Media/Rumänien) für die KEK und Kardinal Karl Lehmann (Mainz) für das CCEE führten gemeinsam in die Arbeit des Plenums ein, wie sie auch beide am Ende die Beratungen resümierten. Und zwar geschah dies in der Form eines Zwiegesprächs zwischen den beiden Vortragenden, in einem lebendigen Zusammenspiel von vorbereitetem Statement und unmittelbarem Eingehen auf die Äußerungen des Partners. Wie in den vielen Einzel- und Gruppengesprächen zwischen den Teilnehmern des Jugendtreffens und den Vertretern von KEK und CCEE, wurde in diesen Veranstaltungen mit Pfarrerin E. Dörr und Kardinal K. Lehmann deutlich, daß in Europa der Traditierungskrise des christlichen Glaubens nur im ökumenischen Dialog und in der Suche nach der sichtbaren Einheit der Kirchen begegnet werden kann.

Wie fragil dieser Prozeß trotz der in Straßburg unterzeichneten *Charta Oecumenica* bleibt, zeigte sich schon im Verlaufe des Straßburger Treffens. Dabei ist es weniger der von einzelnen Mitgliedskirchen der KEK formulierte Hinweis, daß die *Charta Oecumenica* erst noch in ihren Kirchen ausdrücklich debattiert und ratifiziert werden müsse, denn diese Forderung entspricht dem ekklesiologisch schwachen Status der KEK, als vielmehr die Zurückweisung der *Charta Oecumenica* durch die Russisch-Orthodoxe Kirche. Diese konnte sich mit der dort formulierten Verpflichtung zur sichtbaren Einheit der Kirchen nicht einverstanden erklären. Mag im Unterschied zur KEK das CCEE institutionell stärker sein, so spielt hier der in den letzten zwei Jahrzehnten sich immer stärker gegenüber den Bischofskonferenzen und den kontinentalen Bischofsgremien sich durchsetzende römische Zentralismus eine entscheidende Rolle. Daß in dieser Situation die Handlungsfreiheit des CCEE stark von der Persönlichkeit des jeweiligen Vorsitzenden abhängt, hatte sich in den letzten Jahren mehrfach gezeigt. Das würde bedeuten, daß sich der zur Überraschung aller gewählte neue Präsident Bischof Amédée Grab (Chur) zu Recht an der Eigenständigkeit und inspirierenden Intellektualität seiner Vorgänger, der Kardinäle Roger Etchegaray, Basil Hume, Carlo Maria Martini und Milošlav Vlk, wird messen lassen müssen. Nikolaus Klein

Autonomie und Nachhaltigkeit

Eindrücke einer Expertenreise mit Misereor durch Nordargentinien und Paraguay

Wo der Regenwald gerodet wird, bleibt ein rötlicher Sandboden zurück. Für die Landwirtschaft ist er ausgesprochen schlecht geeignet, zudem höchst erosionsgefährdet. Wie läßt sich auf diesem Hintergrund in den Ländern der Regenwaldzone ökologische Nachhaltigkeit erreichen? Welche Agrartechniken und -strategien sind geeignet, sorgsam mit dem gefährdeten Boden umzugehen? Und welche Wege ihrer Einführung und Durchsetzung bieten sich an? Wie lassen sich schließlich ökologische, ökonomische und soziale Nachhaltigkeit miteinander in Einklang bringen? Unter diesen Fragen stand eine Expertenreise, zu der das Bischöfliche Hilfswerk Misereor ausgewählte Personen nach Nordargentinien und Paraguay eingeladen hatte. Es war der erste Versuch Misereors, auf diese Weise seine Förderprojekte zu präsentieren und mit externen Fachleuten ins Gespräch zu kommen. Die Reise fand vom 4. bis zum 15. März 2001 statt und stand unter der Leitung der zuständigen Länderreferentin, Dagmar Schuhmann, und des landwirtschaftlichen Beraters Herwart Groll. Neben acht Fachleuten aus verschiedenen Bereichen (konventionelle und ökologische Landwirtschaft, kirchliche Umweltberatung, Politik, Industrie, Moralthologie) nahmen fünf Journalistinnen und Journalisten an der Reise teil. Täglich standen mehrere Besuche von kleinbäuerlichen Betrieben, Genossenschaften, Ausbildungszentren sowie Gespräche mit den Verantwortlichen unterschiedlicher Partnerorganisationen von Misereor auf dem Programm. Der Zeitplan war sehr dicht und ging manchmal bis an die Grenzen der Leistungsfähigkeit. Eine nahezu per-

fekte Organisation ermöglichte jedoch, ein Maximum an Informationen aufzunehmen und auszutauschen.

Allgemeine Probleme der Landbevölkerung

Was sind die zentralen Probleme der Landbevölkerung in Argentinien und Paraguay (und in den meisten anderen Ländern Lateinamerikas)? Zunächst sind hier die Landlosen anzusprechen: Menschen, die im ländlichen Raum leben und sich traditionell als Tagelöhner der Großgrundbesitzer verdingen. Durch die täglich neue Abhängigkeit von der Nachfrage ihrer Arbeitskraft ist ihre Lage äußerst prekär. Zunehmend fordern sie daher ihr Recht auf einen Zugang zu eigenem Land ein. Dabei werden die Landlosen von den staatlichen Behörden nicht einmal zahlenmäßig erfaßt. Der letzte Zensus in Paraguay enthält keine Angaben über sie – ihr Problem wird weitgehend ignoriert. Auf Grund von Umfragen unter den Pfarrern schätzen die katholischen Bischöfe ihre Zahl in Paraguay auf ca. eine Viertelmillion Menschen bei derzeit 4,8 Millionen Einwohnern insgesamt – also etwa 5% der Bevölkerung. In Argentinien dürfte der Anteil nicht wesentlich geringer sein.

Weit größer noch ist die Zahl der Armen insgesamt, d.h. jener Menschen, die ständig um das Lebensnotwendige bangen müssen: In Paraguay schätzt man ca. 2,7 Millionen Menschen – mehr als die Hälfte der Bevölkerung. Trotz der hochentwickelten Ballungsräume dürfte Argentinien insgesamt eine ähnliche Quote

aufweisen. Ein Teil dieser Menschen lebt auf dem Land. Die Kleinbauern, die sogenannten Campesinos, die ihre meist kinderreichen Familien im Schnitt von 3,5 Hektar ernähren müssen, gehören ausnahmslos dazu.

Außerhalb der Ballungsräume ist das Land extrem dünn besiedelt. Dörfer in unserem mitteleuropäischen Sinn gibt es auf Grund der historisch gewachsenen Strukturen kaum. Seit der Eroberung Lateinamerikas konzentriert sich der Landbesitz in der Hand weniger Großgrundbesitzer. Die Kleinbauern wohnen inmitten ihres zusammenhängenden, vom Staat zugewiesenen Areals und sind daher weit über das Land verstreut. Damit fehlen aber auch gewachsene Markttorte in erreichbarer Nähe, auf denen die Kleinbauern ihre Produkte anbieten könnten. Zudem gibt es auf dem Land praktisch keinerlei Infrastruktur. Der Zugang zu Strom und Trinkwasser ist oft nicht gegeben, befestigte Straßen verbinden nur die großen Städte. Das erschwert die Entwicklung des ländlichen Raumes erheblich. Wie kann sie dennoch vorangebracht werden?

Der Weg: partizipative Förderung

Die Agenda 21 der UNCED (UN Conference on Environment and Development) von Rio 1992 hat nicht nur nach den Zielen, sondern auch nach den Wegen nachhaltiger Entwicklung gefragt. Von der Wahl der Wege, so der Gedanke, hängt die Nachhaltigkeit der erreichten Ziele maßgeblich ab. Insofern wundert es nicht, daß immerhin einer von vier Teilen der Agenda 21, nämlich Teil III (Kap. 23–32), der Frage nach den Subjekten nachhaltigen Handelns gewidmet ist. Inhaltlich scheint hier durchgehend das klassische Prinzip der Subsidiarität durch: Die beteiligten Personen und Gruppen sollen zu maximaler Eigenständigkeit geführt werden, übergeordnete Institutionen sollen nur dort unterstützend aktiv werden, wo dies zur Erreichung der Eigenständigkeit unabdingbar ist. Je mehr die betroffenen Personen selbst Initiativen ergreifen und eigenverantwortlich entscheiden, um so dauerhafter wird der erzielte Erfolg sein. Autonomie – eine klassische Kategorie der Ethik – ist ein Grundpfeiler nachhaltiger Entwicklung (Agenda 21, Kap. 23.2).

Diese Option Rios entspricht dem schon länger in den großen Hilfswerken anerkannten Motto «Hilfe zur Selbsthilfe». Der Versuchung, paternalistisch von oben herab die «rückständigen» und «unterentwickelten» Länder zu reformieren, wird in Absetzung von traditionellen Missions- und Entwicklungsbemühungen eine klare Absage erteilt. Diese Absage in der Praxis einzulösen, erfordert freilich ein hohes Maß an Selbstdistanz und Geduld.

Als Subjekte eigenverantwortlichen Handelns, denen im Mühen um Nachhaltigkeit besondere Aufmerksamkeit gelten muß, nennt Rio folgende Gruppen: Frauen, Jugendliche und Kinder, indigene Bevölkerungsgruppen, nichtstaatliche Organisationen, die Kommunen, ArbeitnehmerInnen und Gewerkschaften, Privatwirtschaft, Wissenschaft und Technik sowie die Bauern. Die meisten davon sind auch KooperatorInnen oder AdressatInnen von Projekten Misereors: Zentren zur landwirtschaftlichen Ausbildung von Jugendlichen; Programme für junge Frauen mit dem Ziel ihrer Emazipation sowie Angebote für junge Paare, in denen partnerschaftlicher Umgang miteinander eingeübt wird; besonders kirchliche Gruppen unterstützen die indigene Bevölkerung, obgleich diese nur in wenigen Fällen getaufte Christen umfaßt; etliche Partnerorganisationen Misereors arbeiten mit kommunalen Einrichtungen und Universitäten zusammen; in vielen Fällen wird eine intensive fachliche Beratung der Kleinbauern angeboten und deren Zusammenschluß zu Kooperativen unterstützt. In den Konzepten der geförderten Programme spielt das Leitbild selbstbestimmten und eigenverantwortlichen Handelns eine zentrale Rolle. In der Niederlassung der Organisation CECTEC (Centro de Educación, Capacitación y Tecnología Campesina) in Asunción konnten wir Ausbildungsmaterial begutachten, das pädagogisch wie didaktisch ausgesprochen gut aufbereitet war, um die verschiedenen Zielgruppen ohne große Theorie zu einem eigenständigen Urteil in ihren alltäglichen Problemen zu führen.

Die Früchte solcher Bildungsarbeit konnten wir deutlich wahrnehmen: Obwohl Argentinien und Paraguay bis weit in die achtziger Jahre hinein diktatorischen Regimes unterstanden und sich daher selbständige Organisationen erst in den neunziger Jahren bilden konnten, erlebten wir eine erstaunliche Fähigkeit der einfachen Menschen, selbstbewußt und strukturiert zu erzählen, darzustellen und zu diskutieren. Hinzu kam eine enorme Bereitschaft, den anderen zuzuhören und sie ausreden zu lassen. Wenn die Einheimischen auch weniger Faktenwissen hatten und weniger analytisch an Probleme herangingen als wir EuropäerInnen, lag die gepflegtere Diskussionskultur doch zweifelsohne auf ihrer Seite. Dies gilt für Männer wie für Frauen. Oft sind es Frauen, die in leitenden Positionen der Partnerorganisationen Verantwortung tragen.

Das geringe Alter der besuchten Organisationen war ihnen gleichwohl deutlich anzumerken: Vielfach sind die Konzepte noch in der Entwicklung, die Ziele einer Organisation noch nicht vollständig reflektiert. Erst jetzt setzt zudem ein massiver Mitgliederzuwachs ein, mit allen Schwierigkeiten, die ein explosionsartiges Wachsen von Gruppen bedeutet. Um so mehr werden sich europäische Partner hüten müssen, zu stark steuernd einzugreifen. Auch auf das Risiko hin, daß einzelne Organisationen ob des rasanten Mitgliederzuwachses ihre hohen Ziele nicht beibehalten können, muß die Autonomie solcher Gruppen so weit wie möglich gewahrt bleiben.

Erschwerend für die Entwicklung der Fähigkeit zu selbstbestimmtem Handeln machen sich historisch bedingte Faktoren bemerkbar: Wie erwähnt gibt es wenig Dörfer in unserem Sinne. Damit fehlen aber auch jene Sozialstrukturen, die sich in Mitteleuropa über Jahrhunderte entwickeln konnten und den Austausch sowie die Kooperation der Menschen kolossal erleichtern. Zudem ist noch immer die Herkunft vieler Menschen aus einer Kultur von Jägern und Sammlern spürbar. So scheiterten in Argentinien und Paraguay Finanzfonds, die in anderen Weltregionen erfolgreich arbeiten. Die meisten Menschen sahen einfach keine Notwendigkeit, ihre Kredite zurückzuzahlen.

Landzugang und Schutz der Regenwälder

Die sozialen Gegensätze sind enorm. In Paraguay halten die 351 reichsten Großgrundbesitzer 25% der gesamten Landesfläche, nutzen aber selbst die gerodeten Flächen nur sehr begrenzt. Das reichste Prozent der Bevölkerung besitzt 77% des Bodens. Hingegen sind die Besitzverhältnisse der Kleinbauern oft unklar – es gibt vielfach keine oder mehrere einander widersprechende Dokumente über die Rechte an einem Grundstück. Und im Zweifel hat der Reiche natürlich den besseren Anwalt bzw. das höhere Schmiergeld zur Durchsetzung seiner Interessen.

Landlose bearbeiten häufig ohne offizielle Genehmigung staats-eigenes Land, etwa die ca. 20 Meter breiten Seitenstreifen der Straßen. Ihre Existenzgrundlage ist damit ohne jede rechtliche Absicherung. Vielfach besetzen sie deshalb Territorien, deren Übereignung durch den Staat chancenreich erscheint. Andererseits sind nicht alle Landlosen arbeitswillige Menschen. So manche verkaufen Land, das ihnen durch den Staat zu einem Einheitspreis von 80 US-Dollar pro Hektar zugeteilt wurde, bald zu dem viel höheren Marktwert weiter und besetzen neues Land. Hier wären Einschränkungen des Wiederverkaufsrechts ebenso nötig wie die engagierte Begleitung und fachliche Beratung der Bauern.

Das in Paraguay geltende Gesetz zur Landreform stammt von 1963. In ihm ist die Zwangsenteignung von Flächen der Großgrundbesitzer durch den Staat an die Bedingung gebunden, daß diese Flächen nicht adäquat landwirtschaftlich genutzt werden. Diese Regelung setzt eine für die noch vorhandenen Regenwälder des Landes fatale Entwicklung in Gang: Großgrundbesitzer holzen oder brennen ihren Regenwald ab, um eine landwirtschaftliche Nutzung ihrer Flächen vorzutäuschen. Internationale Konzerne kaufen ihnen günstig Land ab und roden, um Monokulturen anzubauen. Landlose besetzen intakte Waldgebiete,

weil dort ihre Chancen am höchsten sind, daß ihnen das Land zugesprochen wird. Erhalten sie es, roden sie es zumindest teilweise. Damit sie den Wald erst gar nicht besetzen können, wird er vorbeugend von den Besitzern gerodet: «Den Wald stehenzulassen heißt, die Landlosen zur Besetzung einzuladen» – so ein Vertreter der Colonias unidas, einer Kooperative von mittleren Bauern mit durchschnittlich 50 Hektar pro Familie. In der Folge wurden in Paraguay in den neunziger Jahren durchschnittlich 290000 Hektar Regenwald pro Jahr gerodet. Und wo überhaupt eine Wiederaufforstung geschieht, ob durch internationale Konzerne, die damit ihre Umweltbilanz schönen, oder durch staatliche Programme Argentinien und Paraguays, handelt es sich in der Regel um Monokulturen aus Eukalyptus oder Kiefernarten. Einzig die indigene Bevölkerung beläßt den größten Teil des Regenwaldes, wenn ihr ein Stück Land zugesprochen wird.

Gegenwärtig wird im paraguayischen Parlament ein neues Gesetz zur Landreform diskutiert. Dafür lagen ein Gesetzesentwurf der Großgrundbesitzer vor, von seiten der Kleinbauern und Landlosenorganisationen aber gleich mehrere, weit voneinander abweichende Entwürfe. Da ein Teil der Kleinbauern sein Heil in einer voll industrialisierten Landwirtschaft erhofft, ohne deren sichtbare ökologische Schäden und finanzielle Risiken ins Kalkül zu ziehen, zersplittert sich die Allianz der Kleinen. Einzig darin glichen sich zum Stand Anfang März alle Gesetzesentwürfe, daß eine Klausel zum Schutz noch bestehender Regenwälder fehlte. Auch die von Misereor geförderten Organisationen konzentrierten sich voll auf die sozialen Aspekte.

Mittlerweile wurden die verschiedenen Entwürfe in einem runden Tisch zwischen Abgeordneten und Groß- wie Kleinbauernorganisationen zusammengeführt. Für umstrittene Regelungen wurden mehrere Alternativen aufgeführt, für die die erste Lesung am 19. April vorgesehen war (das Ergebnis der Parlaments-sitzung war mir bei Abschluß des Artikels noch nicht bekannt). In diesem Entwurf werden erstmals in begrenztem Umfang ökologische Interessen berücksichtigt. Nach Art. 5 sollen geschützte Gebiete und Wälder von der Landreform prinzipiell ausgenommen werden. Art. 44 verpflichtet zur Unterschutzstellung ökologisch wertvoller Flächen. Damit ist zumindest ein Ansatz zum Schutz der Regenwälder gegeben, wenngleich die Praxis sicher sehr schleppend vorangehen wird, da hier Interessen der Großgrundbesitzer deutliche Einschränkungen erfahren könnten.

In Lateinamerika ist die Abholzung der Regenwälder anders als in anderen Kontinenten nicht primär eine Frage des Exports von teuren Hölzern. Im Gegenteil, in Umsetzung der Beschlüsse der UNCED von Rio 1992 legt z.B. in Paraguay ein Gesetz zum Schutz der Regenwälder den Besitzern enorme bürokratische Hürden beim Verkauf von Holz auf – selbst wenn dieses nachhaltig aus intakten Regenwäldern geschlagen wird. Das blockiert letztendlich eine maßvolle und ökologisch verträgliche Nutzung des Regenwaldes. Da von staatlichen Institutionen kaum effiziente Maßnahmen zu erwarten sind, wären wiederum die Nicht-Regierungs-Organisationen gefragt. 1993 führten die Impulse von Rio zur Gründung des internationalen «Forest Stewardship Council» (FSC), dessen Sitz in Mexiko liegt. Er zertifiziert über Partner vor Ort forstwirtschaftliche Betriebe, die gemäß einem Katalog von 56 Kriterien sozial, wirtschaftlich und ökologisch nachhaltig arbeiten. Immerhin 10% der bisher erteilten Zertifikate gingen nach Lateinamerika. Paraguay und Argentinien weisen noch keine zertifizierten Betriebe auf. – Nicht alle Kriterien des FSC sind in Ökokreisen unumstritten. Manche wurden im Laufe der Jahre bereits verschärft. Dennoch scheint die Richtung zu stimmen: Wenn der Wald erhalten werden soll, müssen Wege gefunden werden, ihn umwelt- und sozialverträglich zu nutzen. Auch die Partnerorganisationen Misereors könnten dieses Anliegen politisch unterstützen und weitertragen.

Bäume im Acker: Nachhaltige Agroforstwirtschaft

Der Regenwald als optimiertes Ökosystem baut keinen Humus auf, sondern verbraucht alles, was er produziert. Wo er gerodet

ist, bleibt deshalb purer Sand zurück. Der Boden ist daher enorm erosionsanfällig. Manche Kleinbauern Argentinien und Paraguays sind schon das zweite oder dritte Mal umgezogen, weil ihre Ackerflächen mit konventionellen Methoden nach wenigen Jahren völlig abgewirtschaftet waren. Zum Vergleich: Weltweit verloren in den vergangenen 40 Jahren ca. 30% der landwirtschaftlichen Flächen ihre Nutzbarkeit. Die Frage der Erhaltung des Bodens und seiner Fruchtbarkeit gewinnt angesichts dessen hohe Priorität.

Auf der anderen Seite mangelt es den Kleinbauern oft an soliden Kenntnissen über Landwirtschaft, Ökologie und die Vermarktung ihrer Produkte. Zwar sind viele von ihnen der Intensivlandwirtschaft müde: Spritzmittel, die in Europa längst verboten sind, werden in Lateinamerika noch immer produziert und verwendet, es gibt viele Erkrankungen auf Grund des Umgangs mit solchen Mitteln. Oft sind es Hubschrauberspritzungen der Großgrundbesitzer, die durch Windeinfluß als Dusche auf die Kleinbauernfamilien herabregnen und diese gesundheitlich schwer schädigen. Für sie selbst sind Spritzmittel zudem oftmals unerschwinglich. Überdies sorgen die vom Staat bis vor wenigen Jahren propagierten Monokulturen für eine totale Abhängigkeit vom Weltmarkt (z.B. Baumwolle, Soja) und haben in den letzten Jahren viele Kleinbauern finanziell an den Rand des Ruins getrieben. Doch was ist eine zukunftsfähige Alternative?

Die von Misereor unterstützten Organisationen und Kooperativen beraten und schulen die Campesinos und ihre Kinder im Konzept der sogenannten «Agroforstwirtschaft». Seine Ziele lauten:

▷ Zuallererst die Selbstversorgung sichern: Alles, was die Familie zur Ernährung braucht, wird auf dem eigenen Land angebaut, damit eine gewisse Unabhängigkeit von weltwirtschaftlichen Schwankungen erreicht wird.

▷ Zwischen die normalen Ackerpflanzen werden in lockerem Abstand (Nutz-) Bäume gesetzt: Sie halten das Wasser und den Boden, geben den Ackerpflanzen Schatten und sorgen teilweise sogar für biologische Schädlingsabwehr.

▷ Um dem ausgelaugten Boden wieder Nährstoffe zuzuführen, wird eine maximale Diversifikation der angebauten Pflanzen und eine überlegte Fruchtfolge angestrebt. Nach der Ernte werden die Böden weitgehend mit den Pflanzenresten abgedeckt, um die Erosion zu stoppen und dem Boden neue Nährstoffe zuzuführen.

▷ Der Überschuß der tendenziell biologisch erzeugten Produkte wird nach Möglichkeit regional vermarktet, ggf. durch örtliche Kooperativen. Nur wo der Weltmarkt nicht zu umgehen ist (wie etwa bei der Baumwolle), liefert man die Produkte dorthin.

▷ Wo die Organisation der Kleinbauern weiterentwickelt ist, kann der gemeinsame Einsatz zum Aufbau einer örtlichen Infrastruktur führen – dem Aufbau einer flächendeckenden Trinkwasserversorgung, der Finanzierung eines bescheidenen Maschinenparks, dem Bau einer befestigten Straße.

Als ersten Verwendungszweck ihres wenigen selbst erwirtschafteten Geldes gaben alle (!) von uns besuchten Kleinbauern die Finanzierung einer soliden Schulausbildung ihrer Kinder an – ein Signal, daß sie verstanden haben, worum es geht: Nicht um Autarkie im Sinne totaler wirtschaftlicher Unabhängigkeit, sondern um Autonomie im Sinne wachsender Fähigkeit zu eigenständigem Urteilen und Handeln.

Grüne Gentechnik – ein Beitrag zur Nachhaltigkeit?

Argentinien gehört zu der kleinen Zahl von Ländern, die bereits auf der überwiegenden Mehrzahl der Flächen gentechnisch veränderte Pflanzen anbauen. In Paraguay gilt hingegen (wie z.B. auch in Brasilien) bislang ein gesetzliches Anbauverbot für gentechnisch veränderte Organismen (GVO). Faktisch wird aber in begrenztem Umfang illegal gentechnisch verändertes Saatgut importiert und verwendet. Finanziell begünstigt dies jene, die das Gesetz mißachten und die mangelnde Kontrolle des Staates zu ihren Gunsten ausnutzen. Ist daher der Anbau von GVO unum-

gänglich? Und weiter: Könnte er nicht sogar einen Beitrag zu nachhaltigem Landwirtschaften erbringen?

Sicher sind die Chancen und Risiken einzelner gentechnischer Entwicklungen sehr unterschiedlich hoch. In Europa hat die öffentliche Debatte mittlerweile zu einer weitgehenden Abwägung der Folgen des Anbaus von GVO und zu einer entsprechend vorsichtigen und differenzierten Gesetzgebung geführt. Diese wird – nach dem Inkrafttreten der gegenwärtig beschlossenen EU-Richtlinien und der damit verbundenen Aufhebung des De-facto-Moratoriums für grüne Gentechnik – den Konzernen und Landwirten Rechtssicherheit sowie den Verbrauchern Transparenz und Gesundheitsschutz geben.

Gemäß der UNCED in Rio 1992 und gemäß dem Biosafety-Protokoll von 2000 hat die Autonomie der Länder in Fragen ökologischer und gesundheitlicher Sicherheit absoluten Vorrang. Daher müßte in den Ländern des Südens erst einmal die öffentliche Diskussion angeschoben werden, die in eine differenzierte und eigenständige Gesetzgebung münden kann. Ohne eine wirklich selbstbestimmte und eigenverantwortete Regelung der mit der grünen Gentechnik anstehenden Fragen wird es nicht zu einer dauerhaften Lösung kommen. Auf lange Sicht rächt es sich, wenn Konzerne um der kurzfristigen Gewinne willen eine umfassende Diskussion zu umgehen versuchen. Europa ist dafür im Blick auf die grüne Gentechnik das beste Beispiel.

Nachhaltig wäre es also, den Ländern des Südens Zeit zu geben für eine eigene, gesamtgesellschaftliche Diskussion der anstehenden Fragen. Misereor hat im Dezember 2000 ein Symposium paraguayischer Organisationen gefördert, das die öffentliche Debatte über die grüne Gentechnik anschieben und die Einrichtung einer mit einheimischen Experten besetzten Biosicherheitskommission beim Umweltministerium erreichen will. Mittelfristig wird natürlich, sofern eine beschränkte Nutzung der grünen Gentechnik erlaubt wird, der Aufbau effizienter Kontrollbehörden unabdingbar sein – für ein Land wie Paraguay, dessen Korruption man weithin «rühmt», eine gewaltige Herausforderung. In Lateinamerika werden noch heute Spritzmittel verwendet, die in Europa auf Grund ihrer schweren Schädigung für die menschliche Gesundheit seit Jahrzehnten verboten sind. Ob dort demnächst auch GVO im Handel vertrieben werden, die die Industrieländer (einschließlich der USA) gesetzlich eliminiert haben?

Ökologische und politische Nachhaltigkeit im Konflikt

Der einzige Fall, in dem es beinahe zu einem Konflikt zwischen europäischen Gästen und paraguayischen Gastgebern gekommen wäre, war der Besuch bei einer Gruppe von ehemaligen Landlosen, die vor knapp einem Jahr ein bis dahin dem Militär gehörendes Waldstück erhalten hatte. Über zehn Jahre hatte die Gruppe um dieses Stück Land gekämpft. Nun war sie dabei, die eine Hälfte des Waldes zu räumen, um Ackerland für den eigenen Anbau zu gewinnen – in der Hoffnung, die andere Hälfte der Regenwaldfläche unangetastet lassen zu können. Gleichwohl mußten sie sich heftiger Angriffe einiger von uns Deutschen erwehren. Die Rodung auch nur eines einzigen Hektars Regenwald schien inakzeptabel.

Zweifellos stellt der Schutz des Regenwaldes ein höchst dringliches Desiderat ökologischer Nachhaltigkeit dar. Es ist richtig und notwendig, alles nur Mögliche für seine Erhaltung zu tun. Auf der anderen Seite ist die Autonomie, die eigenverantwortliche Entscheidung der Betroffenen ein unverzichtbarer Teil politischer Nachhaltigkeit, ja sogar deren Grundlage. Zwischen ökologischer und politischer Nachhaltigkeit besteht in diesem Fall ein unauflösbares Spannungsverhältnis: Wird die ökologische Nachhaltigkeit den Entwicklungsländern durch die Industriestaaten paternalistisch aufgedrängt, kann sie (ganz unabhängig von der Frage, ob die reichen Nationen überhaupt das Recht dazu haben) politisch nicht von Dauer sein. Warten die Verantwortlichen der Länder des Nordens aber, bis der Regenwald restlos abgeholzt ist, geht die ökologische Basis der Nachhaltigkeit zu Grunde.

Einen Königsweg aus diesem Dilemma gibt es sicher nicht. Und doch: Die engagierte Begleitung der Organisationen vor Ort und das sichtbare Verständnis für die Existenznöte der Armen können kleine Schritte zu umfassend verstandener Nachhaltigkeit in Gang setzen. Dafür braucht es den Mut zu bescheidener und geschwisterlicher Kritik ebenso wie den fundamentalen Respekt vor der Autonomie der Partner; außerdem ein gehöriges Maß an Geduld und Distanz zu den im Norden so selbstverständlichen Überzeugungen; vor allem aber das, was den christlichen Glauben trägt: eine tiefe, unerschütterliche Hoffnung.

Michael Rosenberger, Würzburg

Verwandtschaft trotz Fremdheit?

Martino Martini S.J. (1614–1661) und die Chinamission im 17. Jahrhundert

Mit Freude haben viele Sinologen die Sammlung interessanter Texte aufgenommen, die *Roman Malek* und *Arnold Zingerle* unter dem obengenannten Titel für das *Monumenta Serica*-Institut von Sankt Augustin (Deutschland) herausgegeben haben.¹ Der Autor dieser Rezension teilt diese Freude. Es ist ja so, daß trotz dem Martino-Martini-Symposium von Würzburg 1995 die Mehrheit der Aufsätze, welche die Forschung über den Jesuiten und China-Missionar bisher veröffentlicht hat, aufgrund der Nationalität der meisten Autoren in italienischer bzw. in englischer Sprache veröffentlicht wurden. Das gilt sowohl für die Zeit vor wie für die Zeit nach dem Seminar. Es fehlte also eine Sammlung von hauptsächlich deutschsprachigen Beiträgen, die die wichtigsten Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte vereinen würde. Dieser Mangel ist nun behoben, und man darf sich freuen, jetzt ausführliche und gut dokumentierte Ergebnisse zur Verfügung zu haben über Leben und Werk dieses Missionars, der im 17. Jahrhundert sowohl in Europa als auch in China eine wichtige Rolle spielte, der jedoch in der Forschung lange Zeit im

Schatten des Pioniers der Chinamission *Matteo Ricci* und des Missionars, Reichsastronomen und Mandarins *Adam Schall von Bell* blieb. Zu lange befaßten sich fast nur die Geographen mit dem großen Werk Martinis, und zwar wegen seines so berühmten, 1656 bei Blaeu in Amsterdam veröffentlichten *Novus Atlas Sinensis*, während sich Geschichtsschreibung und Sinologie allzusehr auf die anderen bekannten China-Missionare konzentrierten. In Wirklichkeit hat aber der Trienter Martino Martini mit zwei Büchern (*De bello tartarico und Sinicae historiae decas prima*) eine entscheidende Rolle für die Kenntnis der Geschichte Chinas in Europa gespielt. Er hat auch maßgebend an der Entstehung eines wichtigen Beschlusses Roms im sog. Ritenstreit mitgewirkt. Er hat zudem eine einflußreiche *Grammatica serica* veröffentlicht und die erste Bilanz der Missionsarbeit in China (*Brevis relatio de numero et qualitate christianorum apud Sines*) geliefert. Er hat schließlich in Hangzhou, wo er als Missionar hauptsächlich gewirkt hat und wo er vom letzten Ming-Kaiser ehrenhalber zum Mandarin ernannt wurde, drei Werke in chinesischer Sprache veröffentlicht, und zwar das *Tianzhu lizheng* (Rechte Lehre des Herrn im Himmel), das *Linghün lizheng* (Rechte Lehre der Seele) und das *Qiuyou pian* (Über die Freundschaft). Mit diesen Werken hatte er seinen eigenen Ruf

¹ Roman Malek, Arnold Zingerle, Hrsg., Martino Martini S.J. (1614–1661) und die Chinamission im 17. Jahrhundert. Institut Monumenta Serica und Sankt Augustin 2000, 260 Seiten.

als gelehrter Priester und den guten Ruf der Christen in Hangzhou maßgeblich gefördert.

Martini und der Ritenstreit

Man weiß, daß Matteo Ricci am Anfang des 17. Jahrhunderts eine Missionspolitik der Inkulturation, die sogenannte Akkomodationsmethode, in China verfolgt hatte. Im Rahmen dieser Politik hatten die Jesuiten beschlossen, die Riten der Chinesen zu Ehren Konfuzius' und ihrer Ahnen als zivile Riten zu betrachten, und verboten sie deshalb bei ihren Konvertiten nicht. Diese tolerante Haltung wurde vom Nachfolger Riccis und vor allem von anderen in China tätigen Orden kritisiert, weshalb in Rom die *Propaganda Fide* im September 1645 die Duldung der chinesischen Riten bei den Konvertiten verbot und die Akkomodationsmethode in dieser Hinsicht verurteilte. Martino Martini, der seit dem Jahre 1642 in China tätig war, wurde 1651 beauftragt, den Standpunkt der Mehrheit der China-Jesuiten in Rom zu vertreten, damit der Beschluß der *Propaganda Fide* rückgängig gemacht werde. Dies tat er mit Erfolg: Mit seiner Denkschrift über die (guten) Gründe der Akkomodation erreichte er, daß die Kirche 1656 ein Dekret zugunsten dieser Akkomodationsmethode veröffentlichte. Damit wurde es den Missionaren der Gesellschaft Jesu in China möglich, bis 1704 in Ruhe zu arbeiten. Dieses halbe Jahrhundert wurde denn auch zum Höhepunkt ihrer Tätigkeit in China.

Beachten muß man auch, daß die Bücher Martinis, übersetzt in verschiedene europäische Sprachen, zum positiven Bild, das China bei den gebildeten Schichten im 18. Jahrhundert in Europa gewann und wesentlich zur Bildung der Wissenschaft, die den Namen Sinologie erhalten sollte, beitrugen. Seine Werke beeinflussten nicht nur *G.W. Leibniz*, sondern auch die ersten Sinologen wie *Theophil Spizel*, *Andreas Müller*, *Christian Menzel* und *Siegfried Bayer*.

Für die literarische Chronik sollte man schließlich noch erwähnen, daß manche Figuren und Fürsten des chinesischen Altertums, die in Martinis Geschichte Chinas *Sinicae historiae decas prima* beschrieben werden, später eine wichtige Rolle im Schultheater der Jesuiten erhielten: Sie wurden zu jenen edlen Fürsten, deren hohes moralische Verhalten – obwohl sie einer heidnischen Zivilisation angehörten – die von den christlichen Fürsten zu erwartenden Tugenden vorwegnahm. Sie wurden damit zu ethischen Vorbildern für viele Generationen von adligen Schülern in den Jesuiten-Kollegien.

Nach seinem unglaublich kreativen Aufenthalt von 1653 bis 1656 in Europa kehrte Martino Martini nach China zurück, wo er Hangzhou 1659 erreichte. Er verstarb in dieser Stadt im Juni 1661, nachdem er dort den Bau einer Kirche in die Wege geleitet hatte, die lange Zeit als die schönste Chinas galt.

Die Beiträge der Sammlung

Nach einer kurzen Biographie Martino Martinis aus der Feder von *Claudia von Collani* präsentiert Roman Malek eine vollständige Bibliographie des Missionars sowie eine nicht vollständige Bibliographie von Werken über den großen Jesuiten. *Franco Demarchi* entwickelt sodann einen breiten Überblick der gesamten Tätigkeit Martinis auf dem Hintergrund des damaligen Zustandes der Mission in China. Er behandelt gründlich die Wirkung der Veröffentlichungen Martinis auf das geistige Leben Europas und schließt seinen Text mit Angaben über die «Wiederentdeckung» Martino Martinis nach dem zweiten Weltkrieg. *Klaus Schatz SJ* setzt das Werk mit einem wichtigen Beitrag fort: Er streicht die hauptsächlichsten Unterschiede zwischen den Missionszielen heraus, wie sie von der *Propaganda Fide* 1659 theoretisch formuliert worden waren, und den spezifischen Zielen und Methoden, die sich Ricci und die meisten seiner Nachfolger für ihre konkrete Tätigkeit in China gegeben hatten.

Im nachfolgenden Kapitel zeigt *Severino Vareschi*, aufgrund welcher missionshistorischer Situation Rom 1645 den Jesuiten die



Katholische Kirchgemeinde Zollikon

Als Folge des altersbedingten Ausscheidens unseres Ortspfarrers im Oktober 2002 suchen wir für unsere beiden Pfarreien, Dreifaltigkeit Zollikon und St. Michael Zollikerberg einen

Pfarrer

Die Kirchgemeinde zählt ca. 4500 Mitglieder und umfasst die Politischen Gemeinden Zollikon und Zumikon (in unmittelbarer Nähe der Stadt Zürich). Sie verfügt über eine Kirche mit Pfarrhaus und Kirchgemeindehaus in Zollikon, eine Kirche mit Pfarrhaus und Pfarreiräumlichkeiten in Zollikerberg und eine Kapelle in Zumikon.

Es unterstützen Sie:

- ▶ Die Kirchenpflege (9 Mitglieder)
- ▶ Die Pfarreiräte von Zollikon und Zollikerberg
- ▶ Zwei Pastoralassistenten
- ▶ Zwei Sekretariate

Wir wünschen uns:

- Erfahrung in der Seelsorge
- Offenheit für eine gelebte Ökumene
- Teamfähigkeit und persönliche Initiative

Wir verstehen uns als eine offene und attraktive Kirchgemeinde und freuen uns auf eine aufgeschlossene Persönlichkeit.

Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gerne:

Herr Markus Niederer, Präsident der Pfarrwahlkommission,
Rietholzstrasse 51, 8125 Zollikerberg, Tel. 01/391 83 31

Duldung der chinesischen Riten bei den Konvertiten verboten hatte. Er beschreibt alsdann die Intervention Martinis im Jahre 1655 sowie die damals in Rom herrschende Stimmung. Dabei faßt er die vom Missionar in seiner Denkschrift verwendeten Argumente detailliert zusammen und beweist, daß es die Kohärenz und die historische Qualität seiner Argumentation war, die die Kurie für ein halbes Jahrhundert für die Missionspolitik der Jesuiten gewann. Zum Schluß erklärt er aber auch, weshalb der Ritenstreit nach der Veröffentlichung des jesuitischen Dekrets (1656) von den Gegnern der Jesuiten bald wieder angeheizt wurde. Die folgenden zwei Texte sind ausnahmsweise in englischer Sprache formuliert. Es ist schade, daß sie nicht übersetzt wurden, um dem Buch die wünschenswerte sprachliche Einheitlichkeit zu geben. Sie behandeln das *De bello tartarico* von Martini. Der erste Beitrag von *L.M. Fedrigotti SDB* zeigt, welche Qualitäten die Chronistenarbeit aufweist, die der Missionar in seinem Bericht über die während seines ersten Missionsaufenthalts erfolgte Eroberung Chinas durch die Mandschu (damals bei uns «Tartaren» genannt), geleistet hat. Die Schlußfolgerung Fedrigottis: Das Zeugnis Martinis ist heute noch von hohem Wert für jeden Historiker, der die Mandschu-Eroberung Chinas erforscht. (An einem internationalen Martini-Symposium 1994 in Peking haben das übrigens mehrere chinesische Historiker bestätigt.) Im zweiten Text untersucht *Adrian Hsia*, wie das Werk nach seiner Veröffentlichung in Europa historisch und literarisch bei uns rezipiert wurde.

Die nachfolgende Arbeit ist auch sehr interessant: Darin untersucht *Uta Lindgren*, wie genau die geographischen Angaben des berühmten *Novus Atlas Sinensis* Martinis waren und macht zu diesem Zweck fruchtbare Ausflüge in die Arbeits- und Meßmethoden der Geographen des 17. Jahrhunderts. *Claudia von Collani* behandelt anschließend das Werk *Sinicae historiae decas prima* und bespricht den außerordentlichen Einfluß, den diese Geschichte Chinas auf das intellektuelle Europa des 17. und des 18.

Jahrhunderts ausgeübt hat. Sie zeigt, daß die von Martini in diesem Werk aufgestellte Chronologie den Anfang der Geschichte des chinesischen Volkes vor der Sintflut plazierte. Dies war damals ein Skandalon für alle Gläubigen – und sie waren noch in der Mehrheit –, die das Alte Testament wörtlich nahmen. Diese Frage wurde Gegenstand unzähliger Diskussionen in Europa. Martini selber löste für sich das Problem, indem er den mythischen Gründer der chinesischen Hochkultur *Fuxi* zu einem der vorsintflutlichen Patriarchen der biblischen Geschichte machte. Im nachfolgenden Kapitel kommentiert *Lucia Longo* das einzige nichtreligiöse Buch Martinis in chinesischer Sprache, das *Qiyou pian* (Abhandlung über die Freundschaft). Mit diesem Büchlein verband der Missionar die Ansichten unserer okzidentalen klassischen Antike über dieses Thema mit dem konfuzianischen Standpunkt. Damit gelang es ihm, sowohl seinen intellektuellen Ruf als auch seine Akzeptanz bei den chinesischen Gelehrten wirksam zu erhöhen.

Arnold Zingerle, einer der Herausgeber beschreibt im letzten, sehr wichtigen Kapitel des Bandes die Verständigungsmöglichkeiten, die damals zwischen einem kultivierten Missionar und

den gelehrten Mandarinen bestanden. Er führt dabei eine originelle Hypothese ein. Er meint nämlich, daß zusätzlich zur natürlichen Sympathie, die einzelne Missionare mit einzelnen chinesischen Gelehrten verbinden konnte, es wahrscheinlich die Struktur analogie war, die zwischen der mandarinalen Hierarchie des konfuzianischen Staates und der Hierarchie der katholischen Kirche bestand, die sehr wohl diese Menschen einander näherbringen und ihnen eine gewisse Geistesverwandtschaft suggerieren konnte.

Im Anhang folgen drei Ergänzungen, die den Band auf einsichtige Art und Weise vervollständigen: Ein Text von *B.M. Biermann* OP über die Ernennung Martinis zum Mandarin, einer von *H. Bernard* SJ über die von Martini für seinen Atlas benutzten Quellen und einer von *H. Verhaeren* CM über die deutsche Ausgabe des Atlases. Ein hervorragender Index (mit Angabe der chinesischen Schriftzeichen für die chinesischen Namen und Wörter) sowie Ansichten einiger Karten des *Novus Atlas Sinesis* runden den wertvollen Band ab. Alles in allem eine lang erwartete und als sehr interessant und nützlich zu bezeichnende Veröffentlichung.

Jean-Pierre Voiret, Hermance

Das Frühchristentum und seine Historie

Zu einem Sammelband von Norbert Brox

In einem stattlichen Band wurden im vergangenen Jahr eine größere Anzahl gewichtiger Abhandlungen des angesehenen Regensburger Kirchenhistorikers Norbert Brox vorgelegt.¹ Des öfteren hört man, es sei schwierig, Sammelbände dieser – und vergleichbarer – Art zu besprechen. Das ist natürlich auch meine Meinung; doch sollte die Folgerung nicht lauten, diese «Büchsorte» mehr oder weniger zu ignorieren. Erst recht, wenn es sich, wie bei dem hier anzuzeigenden Band, um bedeutende Studien handelt, deren Kenntnis nicht auf den Zirkel der Fachleute beschränkt bleiben sollte; da ihr Gehalt von nicht geringem aktuellem Interesse ist, empfiehlt sich eine überblickartige Vorstellung, zumal eine auch nur annähernd vollständige Wiedergabe unmöglich ist. Eine solche Vorstellung dieses Bandes zum «Frühchristentum» wird durch die Anordnung der Beiträge, die die Herausgeber vorgenommen haben, erleichtert. Der erste, relativ kleine Teil (S. 9–55) enthält drei grundlegende, ja programmatisch wirkende Arbeiten von Brox zur «Hermeneutik der Historischen Theologie», also zu der nicht gerade einfachen Frage, was Kirchengeschichte als Geschichtswissenschaft und als «Historische Theologie» eigentlich ist und was diese methodische Ambivalenz zusammenbindet. Im zweiten Teil (S. 59–200) finden sich fünf Untersuchungen zur «altkirchlichen Amts- und Verfassungsgeschichte» vorwiegend im 2. Jahrhundert, eine in Anbetracht des geschichtlichen Verlaufs offenbar brisante Problematik, wie der Aufsatz zur «Frühdatierung des römischen Primats» in besonderer Weise belegt. Der dritte Teil des Buches (S. 203–429) umfaßt zwölf Arbeiten zur «frühchristlichen Theologiegeschichte», speziell zum 1. Petrusbrief, zu Irenäus von Lyon und zu Origenes. Hier werden außerordentlich relevante und implikationsreiche Themen erörtert wie z. B. «Der einfache Glaube und die Theologie. Zur altkirchlichen Geschichte eines Dauerproblems», «Zur christlichen Mission in der Spätantike», «Selbst und Selbstentfremdung in der Gnosis», die «außenseiterischen Eschatologien des Markion und Origenes» die Verwendung des Wortes «Gott» mit und ohne (den griechischen) Artikel im Anschluß an den Kommentar des Origenes zu Joh 1,1, ein Befund von fundamentaler *theo*-logischer und christologischer Bedeutung.²

¹ N. Brox, Das Frühchristentum. Schriften zur Historischen Theologie. Hrsg. von F. Dünzl, A. Fürst, F. R. Prostmeier. Herder Verlag, Freiburg-Basel-Wien 2000, 443 Seiten.

² Vgl. in diesem Teil des Bandes auch den Aufsatz: «Hugo Rahner – ein christlicher Humanismus», der zuerst in der «Orientierung» (52 [1988], S. 253–256) erschien.

Sehr hilfreich ist das den Band abrundende Schriftenverzeichnis (S. 431–443), das die Arbeiten von Brox nicht einfach chronologisch aneinanderreihet, sondern nach den Arbeitsgebieten anordnet unter den Titeln: Amts- und Verfassungsgeschichte, Erster Petrusbrief, Exegese des Neuen Testaments, Gnosis, Hermas, Hermeneutik, Irenäus, Kirchengeschichte, Origenes, Pastoralbriefe, Pseudepigraphie, Salvian, Tertullian, Theologiegeschichte, Zeugnis; es folgt noch die Aufstellung der Lexikon-Artikel sowie der (Mit-)Herausgeberschaften. Alles in allem eine eindrucksvolle Bilanz!

Die stets mit souveräner Kenntnis der Forschung ausgebreiteten Ergebnisse, Reflexionen und Thesen können zwar im einzelnen nur von Historikern gewürdigt und gewichtet werden, doch vermag der interessierte «Laie» den Studien von Brox sehr wohl zu entnehmen, worin tendenziell die Bedeutsamkeit der Antworten oder auch der Probleme und Fragen liegt. Je nachdem, welche Voraussetzungen und Kenntnisse der Leser mitbringt, wird dieser Band «aufklärerisch» wirken. Im großen Ganzen dürfte ohnehin inzwischen die Zeit vorbei sein, in der man «die Kirchenväter»³ als Steinbruch plündern zu dürfen meinte, sei es zu rein erbaulichen Zwecken, sei es zur bloßen Bekräftigung der (heutigen) Dogmatik und von lehramtlichen Äußerungen. In dieser Hinsicht ging es ja den altkirchlichen Theologen nicht besser als dem Alten und dem Neuen Testament selbst, doch spricht vielleicht einiges dafür, daß mit der Akzeptanz der historisch-kritischen Exegese auch die nüchterne, historische Erforschung des «Frühchristentums» über die Fachkreise hinaus an Interesse gewonnen hat. Erst recht wenn ein Forscher in seiner Person neutestamentliche Exegese und Alte Kirchengeschichte verbindet – Brox hat bei dem Münchner Neutestamentler Josef Schmid mit der Arbeit «Zeuge und Märtyrer. Untersuchungen zur frühchristlichen Zeugnisterminologie»⁴ doktoriert und sich in Salzburg bei Thomas Michels mit der Untersuchung «Offenbarung, Gnosis und gnostischer Mythos bei Irenäus von Lyon»⁵ habilitiert –, ist die Ausgangsposition für eine seriöse wissenschaft-

³ Speziell zu dieser Bezeichnung vgl. den Beitrag: «Zur Berufung auf «Väter» des Glaubens» (S. 271–296).

⁴ München 1961.

⁵ Salzburg-München 1966. – Soeben ist in der Serie «Fontes Christiani» der fünfte und letzte Band des von N. Brox übersetzten Hauptwerks des Irenäus «Adversus haereses» / «Gegen die Häresien» erschienen (Freiburg u. a. 2001).

liche Darstellung der oft sehr komplizierten Zusammenhänge optimal.⁶

Wissenschaftstheoretische Problematik historischer Theologie

Aus solchem Hintergrund ergibt sich auch die hohe Sensibilität für die wissenschaftstheoretische Problematik «historischer Theologie», wie Brox sie zu Beginn dieses Sammelbandes reflektiert. Die mit Scharfsinn und Detailgenauigkeit entwickelten Überlegungen dürfen insofern auch die Aufmerksamkeit seitens der Philosophie bzw. der Philosophiegeschichte finden, als die methodische Grundfrage nach dem Ineinander der Faktenrekonstruktion bzw. des «Vetorechts» der Quellen (so Brox mit Kosselleck, vgl. S. 39) und des die Interpretation leitenden Interesses einer jeden geistesgeschichtlichen, kulturgeschichtlichen, religionsgeschichtlichen «Arbeit» prinzipiell «alle» angeht. Hier ist offenbar eine schwierige Gratwanderung erforderlich (und unvermeidlich), denn die oft anzutreffende Unterscheidung von «historisch» und «systematisch» ist so simpel und selbstverständlich nicht, wie sie klingt. Ja, es ist überhaupt zu fragen, ob das von der Geschichte losgelöst gedachte «Systematische» nicht eine Illusion, eine Chimäre darstellt. Um so mehr ist es berechtigt, daß Brox die Geschichte der (alten) Kirche trotz deren ständiger Berufung auf die «Apostolizität» als einen «offenen» Prozeß versteht (vgl. S. 17–22) und somit «die Kirche» als nicht bloß «in» der Geschichte – oder gar «als göttliche Größe» «über» ihr – stehend, sondern als wahrhaft geschichtlich begreift (vgl. S. 11, 23 f. u. ö.). Damit wird es möglich, Veränderungen nicht nur zuzulassen, sondern geradezu zu erwarten und zu erhoffen, ohne jenen Ursprung preiszugeben, der «das unmittelbare Leit- und Idealbild für das jetzt zu Verwirklichende» (S. 9) sowieso nicht sein kann. Ich fasse die Probleme, die Brox und – mutatis mutandis – nicht nur ihn beschäftigen, mit einigen seiner Sätze zusammen:

«Das Erstnotwendige scheint mir zu sein, daß Kirchengeschichtswissenschaft sich intensiv und solide auf die allgemeine Theorie-Diskussion einläßt und sie für ihren Teil kennt, nachvollzieht und kritisiert, um ihre Platzierung als Geschichtsforschung wissenschaftstheoretisch vergleichbar bzw. deckungs-

⁶ Verwiesen sei auf die Kommentare von Brox zu den Pastoralbriefen (Regensburg 1969), zum 1. Petrusbrief (Zürich u. a. 1979) und zum «Hirten des Hermas» (Göttingen 1991).

gleich (hier werden die Positionen auseinandergelassen) gegenüber der allgemeinen Geschichtswissenschaft auszuweisen. Erst danach und im Zug dessen kann nach Besonderheiten der historischen Teil-Disziplin Kirchengeschichte gefragt werden. Dabei wäre die Sachfrage am Platz, von woher die Frage nach einer Besonderheit überhaupt kommt. Entsteht sie aus der kirchengeschichtlichen Arbeit ... oder wird sie aus systematisch-theologischer oder sonstiger nicht-historischer Option gestellt? Wie schwer zu klären die einschlägigen Zusammenhänge sind, zeigt sich bekanntlich, wenn man zur Kontrolle die simplen Gegenfragen zuläßt: Was unterscheidet einen Historiker der allgemeinen Geschichte vom Kirchengeschichtler, wenn beide denselben kirchenhistorischen Gegenstandsbereich bearbeiten?» (S. 40 f.) Diese wenigen Hinweise mögen genügen, um das Anregungspotential und die Reichhaltigkeit dieses Sammelbandes zu kennzeichnen. Last not least muß aber erwähnt werden, daß für die kirchengeschichtliche Forschung, wie Brox sie betreibt, eine Grundhaltung wesentlich ist, die in einem kurzen, nur eine Seite umfassenden (aus dem Jahre 1992 stammenden) Text ihren Ausdruck findet (S. 5); der dem Band als «Einführung» (offenbar statt eines Vorworts) vorangestellt ist. Brox präsentiert hier zunächst ein längeres Zitat von Friedrich Dürrenmatt, in dem dieser von einer Fahrt in Israel berichtet. Auf dem Berg, auf dem der Jude Jesus seine große Rede gehalten haben soll, trifft er «eine Kirche, eine Ideologie» an. «Doch wenn dieses Gebäude auf dem Berge», so schreibt Dürrenmatt, «für mich eine Ideologie ist, so vermag sie für andere etwas Existentielles zu sein: eine heilige Erinnerungsstätte an die Bergpredigt etwa; während mich gerade diese Erinnerungsstätte stört, mich an die Bergpredigt zu erinnern.» Brox fügt nun hinzu, daß er selbst diesen Text, kurz vor dem Tod Dürrenmatts, «zufällig genau da», wo er «spielt», nämlich am Berg der Seligpreisungen, gelesen hat, und schreibt: «Während man denkt, daß die Memoria Jesu in diesem Land gelingt, stehen die Denkmäler der Ideologie überall im Weg.» Und dann folgt bei Brox noch ein kurzer Abschnitt, den ich hier bewußt an den Schluß stelle: «Man wird auch in unserer kirchlichen Landschaft von ihnen (d. i. den Denkmälern der Ideologie) abgeschreckt und getäuscht. Die Ideologie hat die Höhen und Plätze besetzt. Wer zeigt in unseren Breiten die Berge, auf die hinaufzurennen sich lohnt, weil oben keine Kirche steht und man sich dort vorstellen kann: Hier geschah es, hier hat er geredet?»

Heinz Robert Schlette, Bonn

«...ein Spiel mit Fakten und Fiktionen»

Norbert Gstreins erzählerische Werke

«Wie viele unserer Talente hätten wir zu erstaunlicher Größe in uns entwickeln können, wären wir nicht in Tirol geboren worden und aufgewachsen» (R 6).¹ Dieser Satz von Thomas Bernhard, der Portalfigur der österreichischen Nachkriegsliteratur, steht als Motto über dem ersten Roman von Norbert Gstrein, *Das Register* (1992), wirkt aber zugleich wie ein insgeheimer Protest. Denn der 1961 in Nordtirol geborene Norbert Gstrein hat mit vier Erzählungen und zwei Romanen ein literarisches Werk vorgelegt, das selbst von erstaunlicher Größe ist und fraglos durch seine thematische Vielfalt und stilistische Virtuosität aus der deutschsprachigen Literatur der jüngeren Generation herausragt. Tirol und die Alpen, die dörfliche Enge und die zerstörerische Wirkung des Massentourismus sind die Koordinaten von

Gstreins ersten Büchern. Doch es gibt mehr zu entdecken als den negativen Heimat-Roman und die Anti-Idylle. Gstreins Debüt-erzählung *Einer* (1988) wurde von der Kritik als die «literarische Entdeckung des Jahres» gefeiert, der junge Autor wurde mit dem Rauriser Literaturpreis und dem Literaturförderpreis der Freien Hansestadt Bremen ausgezeichnet. Bald folgten weitere Ehrungen, zuletzt in diesem Jahr der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung.² – Die schmale Erzählung vom Leben eines Gastwirtssohnes am Rande der Dorfgesellschaft ist die Geschichte einer Persönlichkeitszerstörung. Jakob ist «Einer», der immer der Prügelknabe ist, ungeliebtes Kind, mißhandelter Internatschüler, gehemmter Liebhaber, verspotteter Skilehrer und schließlich apathischer Trinker, ein Fremder im eigenen Elternhaus, in dem seine Geschichte aus den Perspektiven wechselnder Personen rekonstruiert wird. Ein Rätsel bleibt: Jakob wird von einem Inspektor abgeholt, «nach einer begangenen Untat oder einem Mißgeschick» (E 113).

¹ Die Romane von Norbert Gstrein werden mit folgenden Siglen zitiert: A = Andertags. Erzählung. Frankfurt/M. 1989; E = Einer. Erzählung. Frankfurt/M. 1988; EJ = Die englischen Jahre. Roman. Frankfurt/M. 1999; K = Der Kommerzialrat. Bericht. Frankfurt/M. 1997; O = O₂. Novelle. Frankfurt/M. 1995; R = Das Register. Roman. Frankfurt/M. 1994. Alle Bücher, auch Selbstporträt mit einer Toten (2000) sind im Suhrkamp Verlag erschienen. – Zu Biographie und Werk vgl. auch Claudia Kramatscheks Artikel im *Kritischen Lexikon der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold (Stand 6/2000).

² Vgl. die Laudatio von Jorge Semprun (Alles wahr, weil erfunden, in: FAZ vom 17. Mai 2001) und die Dankesrede von Norbert Gstrein (Über Wahrheit und Falschheit einer Tautologie. Nach der Lektüre von Jorge Sempruns Erinnerungsbüchern, in: Neue Zürcher Zeitung vom 26./27. Mai 2001).

Der Identitätsverlust durch gesellschaftliche Zwänge aber ist nur die eine Ebene der Erzählung. Das wahre Seelenelend, von dem Gstreins Erzählungen wie von einem Spitalgeruch durchtränkt sind, spiegelt sich in der Sprachnot seiner Figuren. «Der Sprache fehlten die Worte» (A 32), heißt es programmatisch in der zweiten Erzählung *Anderntags* (1989). Auch dies ist die Geschichte einer unglücklichen Selbstfindung und eines allmählichen Verstummens. Der dreißigjährige Ich-Erzähler Georg versucht die Liebesbeziehung zu seiner tödlich verunglückten Freundin aufzuarbeiten. Doch die «Mißverständnisse im Sprechen» führen unausweichlich zu einer «wachsenden Brutalität [...] – auch in der Sprache» (A 96ff.). Es ist schwerlich zu übersehen: Gstreins Protagonisten, deren Sprache Chiffre ist für Nicht-Zugehörigkeit, scheitern an der grundsätzlichen Fehlkommunikation im menschlichen Miteinander. Diese Verständigungsprobleme finden eine adäquate literarische Form. Der bruchstückhafte Erzählzusammenhang mit seinem raffinierten Wechselspiel von Stimmen und Zeitebenen soll die «Kluft zwischen den Fakten und dem, was dann daraus gemacht wird», aufdecken.³ Auch die für Gstrein so charakteristischen kaskadenartigen Satzkonstruktionen und der bisweilen zum «Reflexionsmanierismus» neigende Stil dienen einem bestimmten Zweck: die «klassische Erzähllinie, jenen «roten Faden» als etwas Zittriges» darzustellen.⁴

Identitätsverlust und Sprachnot

So erwartete man mit Spannung, wie sich Gstreins Talent in der epischen Großform bewähren würde. 1992 erschien sein erster Roman *Das Register*. Wiederum erscheinen die Leit motive der vorangegangenen Erzählungen, «Welt- und Selbstekel», Identitätsverlust und Sprachnot; wiederum führt die Handlung in die Talwelten Südtirols, in denen «Generationen auf demselben Fleck lebten, nicht aus dem Dorf herauskamen», wo sonntags «das Klappern der Touristenfiaker tief im Magen weh tat» (A 52). Doch Gstrein distanziert sich nicht nur – deutlicher noch als zuvor – von klischeehafter Touristikritik und larmoyanter Österreichschelte. Er präsentiert auch, der Poetik des Romans entsprechend, einen größeren Weltausschnitt, weitere historische Kontexte und psychologisch differenzierte Figuren. Erzählt wird im Stil einer Tiroler Familienchronik von einem ungleichen Brüderpaar, das in die Welt aufbricht, um «Erfolg um jeden oder fast jeden Preis» (R 125) zu suchen; der eine wird hochdekoriertes Skisportler, der andere vergräbt sich in den Biographien berühmter Mathematiker. Es fällt nicht schwer, hinter diesen Lebenswegen Daten aus Gstreins eigener Familiengeschichte auszumachen. Sein Bruder ist erfolgreicher Skisportler, er selbst studierte Mathematik in Stanford, Erlangen und Innsbruck. *Das Register* ist zweifellos Gstreins autobiographischstes Buch, «eine Art fiktive Autobiographie», wie der Autor selbst sagt. Der Titel spielt an auf die Gewohnheit des Vaters, peinlich genau Buch über alle Ausgaben «seit der Geburt» zu führen, woran sich die selbstquälerische Frage knüpft: «Ob wir so viel wert waren?» (R 83) Durch die Aufarbeitung eines Vaterkomplexes stößt der Roman zu einer «Soziologie des Provinzlebens» und zu einer «Wesensbestimmung der österreichischen Mentalität» vor⁵, als deren Kern sich ein patriarchalisches Muster ergibt, das sich in der politischen Geschichte des Landes manifestiert. Gegenüber dem Großvater, einem jener neureichen «Fremdenverkehrspioniere» (R 59), ist der Vater, ein verkrachter Lehrer, nur ein «domestizierter, degenerierter Abkömmling» (R 62). In der Novelle mit dem merkwürdig verkürzten Titel *O₂* (1993) erhebt sich Gstrein buchstäblich aus seinem vertrauten literari-

³ Gunther Nickel, Die richtige Sprache finden. Ein Gespräch mit dem österreichischen Schriftsteller Norbert Gstrein über den Holocaust in der Literatur, in: *Die Welt* vom 26. August 2000.

⁴ Wolfgang Holz, Eine Art Natürlichkeit. Gespräch mit Norbert Gstrein, in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 31. Januar 1995.

⁵ Ernst Fischer, in: Herman Zeman, Hrsg., *Geschichte der Literatur in Österreich von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Band 7: Das 20. Jahrhundert. Graz 1999, S. 484.

schen Ambiente. Symbol der Distanz zu der Österreichthematik ist der Ballon, mit dem der Schweizer Physiker Auguste Piccard am 27. Mai 1931 zu jenem «legendären Stratosphärenflug» aufbricht, von dem später in dem «Bericht» *Der Kommerzialrat* im Stil der «Bauernkitsch- und -lügenliteratur» erzählt werden wird (O 74f.). Die Ballonfahrt ist ein historisches Ereignis, über dessen Einzelheiten man sich in Piccards Erinnerungsbüchern *Zwischen Erde und Himmel* (1946) und *Über den Wolken, unter den Wellen* (1954) einläßlich informieren kann. Doch nicht darum geht es dem Autor. Das tatsächliche Ereignis liefert nur den Rahmen der Erzählung, die ausgeschmückt wird mit Naturbeschreibungen von poetischer Präzision, etwa des Fluges über ein Alpenrelief: «In alle Himmelsrichtungen breiteten sich unter uns Ketten von Gipfeln aus, es war ein richtiges Meer, schneebedeckt, oder ohne Schnee, an den schroffsten, abweisendsten Stellen, ein Anblick, tatsächlich zum Atemanhalten, und es gab keine Worte, die ihm gerecht werden konnten» (O 114f.). Zugleich knüpft Gstrein an die Tradition der Ballonfahrgeschichten an. Die Luftschiffer bei Jean Paul und Jules Verne, zuletzt auch bei Burkhard Spinnen⁶, erzählen von der Unbegrenztheit der Phantasie und von den Grenzen der Utopie, die auch bei Gstrein dort endet, wo sie begonnen hat: auf einem Gletscher im Ötztal, der Heimat der früheren Erzählungen.

Helden und «Lebensstellvertreter»

In *O₂* wird der Ballonflug zum Spektakel. Die Beteiligten bleiben Statisten des Geschehens, das im grotesken Querschnitt, wiederum in verfremdenden Perspektivwechseln und eingebauten Berichten der Flugbeobachter, gezeigt wird. Alle haben sie etwas zu sagen: der prestigegütige Direktor der Augsburger Firma, von deren Boden der Ballon startet, die sensationsgierigen Journalisten, die Herrenriege der Honoratioren, die mit dem Chauffeur Zeeh den Ballon verfolgen, der angetrunkene Volksschullehrer Schatz, der zum unfreiwilligen Entdecker der auf einem Gletscher notgelandeten Aeronauten wird, und schließlich diese selbst, die in der luftdicht verschlossenen Aluminiumkapsel an ihren Worthülsen ersticken. Alle Figuren wollen mehr sein, als sie sind: der Direktor versucht sich als Verfasser einer Jubelbrochure, der Chauffeur spielt sich als Rennfahrer auf, der Lehrer als Lebensretter und Frauenheld. Der Professor selbst ist, Gstrein läßt diese Frage offen, ein «Himmelsstürmer, Hochstapler oder Held» (O 21). Kein Expeditionsmut, sondern ein recht fragwürdiger, ja suspikter Forschungsheroismus scheint dahinter auf, der auf die Heldenpropaganda des Dritten Reiches vorausweist, deren fatale Folgen Thomas Bernhards Drama *Heldenplatz* (1988) so eindringlich beschreibt. In einem Gespräch mit dem Österreichischen Rundfunk hat Gstrein seine Helden als «Lebensstellvertreter» bezeichnet⁷. Sie versprechen, stellvertretend für die meisten, denen dies unmöglich erscheint, einen Himmel auf Erden. Man muß nicht unbedingt an diese Helden glauben, aber «man braucht sie»⁸. Entlarvenderweise endet der Höhenflug der Forscher mit einer unsanften Landung, «ohne Heils- und Rettungsphantasien» (O 152). Sie finden am Himmel nichts, was nicht schon in ihnen selbst zu finden wäre. Der Ballon ist eine Metapher für die innere Leere und Lähmung der Figuren. Nicht zuletzt erzählt die Novelle von einem Medienereignis. Als über das glückliche Ende des Fluges berichtet wird, geschieht dies nicht aus dem Munde eines Beobachters. Zitiert wird aus einem Nachrichtenfilm der Berliner Wochenschau: «Und es war ein Triumph der Technik, es war mehr, es war etwas Amerikanisches, es war Hollywood mit seinem Glanz.» Die Wochenschau, ein nationalistisch eingefärbtes UFA-Produkt, lieferte im Januar

⁶ Vgl. Burkhard Spinnen, Ballon über der Landschaft, in: Ders., *Dicker Mann im Meer*. Geschichten. Frankfurt/M. 1991, S. 109–125.

⁷ ORF vom 17. November 1993. Zitiert nach Brigitte Schwens-Harrant, *Erlebte Welten – Erschriebene Welten*. Theologie im Gespräch mit österreichischer erzählender Literatur der Gegenwart. Innsbruck-Wien 1997, S. 93.

⁸ Ebd.

1932 mit einem Tonsystem, das damals als das beste galt, «die ersten Bilder in der Tonwoche» (O 171). In kunstvoller Brechung macht Norbert Gstrein das neue Medium zum Thema: Wenn es eine Wahrheit gibt, dann nur im Nebel von Gerüchten und Vermutungen oder im Glanz von Zeitungsberichten und Filmaufnahmen. So ist *O₂* nicht nur historische Novelle, nicht nur phantastische Erzählung, sondern auch eine Parabel über den Präfaschismus und ein Lehrstück aus der Frühgeschichte der modernen Medien.

Der Kommerzialrat (1995) ist eine Geschichte mit allen Zutaten eines Krimis, die an Friedrich Dürrenmatts Tragikomödie *Der Besuch der alten Dame* (1956/80) erinnert. Hier wie dort wird einer Dorfgemeinschaft sehenden Auges ein Mensch geopfert. Unter den Einheimischen grassieren wilde Gerüchte und üble Nachreden, denen der Kommerzialrat am Ende selbst zum Opfer fällt. Nicht nur, weil dieses Ende von vornherein feststeht und von den Dorfbewohnern tatenlos hingenommen wird, wächst dieser Opferung eine naturhafte Notwendigkeit zu, auch weil menschliche Beziehungen im Zeichen des unverändert Alten stehen: «weil das Alte blieb, und Neues kam fast nie dazu» (A 56). Im Dunstkreis des Alten steht der Kommerzialrat. Er ist ein «Mann der Tat» (K 12), gerüchteumwittert und mit nicht unumstrittenen Verdiensten. Zwar hat er den kleinen Alpenort zu einem Modellort des internationalen Tourismus gemacht, aber um den Preis zahlreicher Affären und Skandale, die nicht «mehr aus der Welt zu schaffen» sind (K 144). Auch hier treten hinter der Kulisse der bergdörflichen Idylle die Abgründe des Menschlichen zutage.

Wahrhaftigkeit der Erinnerungskultur?

Gstreins wohl bedeutendster Roman *Die englischen Jahre* (1999) liest sich wie ein Kommentar zu den großen Debatten, die Ende der neunziger Jahre um die Erinnerung an Nationalsozialismus und Holocaust geführt wurden. Das streng aufgebaute, bilderreiche und zugleich wahrnehmungssezierende Werk rekonstruiert ein jüdisch-österreichisches Emigrantenschicksal in England. Die Geschichte des jüdischen Bibliothekars und Schriftstellers Gabriel Hirschfelder, auf deren Spuren sich die Erzählerin, eine junge österreichische Ärztin begibt, entpuppt sich als die Geschichte einer erschlichenen und gefälschten Identität. Ein Nicht-Jude namens Harrasser, der Österreich aufgrund der Verwicklung in den Tod eines jüdischen Mädchens verlassen mußte,

nimmt im Internierungslager auf der Isle of Man die Identität Hirschfelders an, der auf dem Schiffstransport nach Neufundland ertrinkt, und stilisiert sich zum jüdischen Opfer.

Mit den «englischen Jahren», die exakt die Hälfte des Romans einnehmen – die andere wird von den Gesprächen der Erzählerin mit den Frauen Hirschfelder-Harrassers bestimmt –, schlägt Norbert Gstrein ein bislang wenig beachtetes Kapitel der jüdischen Emigration auf, auf das erstmals W.G. Sebalds Erzählzyklus *Die Ausgewanderten* (1992) die Aufmerksamkeit gelenkt hat. Tatsächlich wurden im Frühjahr 1940, als die britische Angst vor einer Invasion und deutschen Spionen geradezu hysterische Ausmaße erreichte, manchmal jüdische Flüchtlinge und Nazi-Sympathisanten als sogenannte feindliche Ausländer in englischen Internierungslagern zusammengespart. Ihr Schicksal war ein Exil im Exil.⁹ Doch Gstrein interessiert nicht allein die Geschichte der vom Sockel gestürzten «Schriftsteller-Ikone» (EJ 9). Es geht letztlich um die «Erinnerungen mit ihren ganzen Ungereimtheiten» (EJ 136), um die Probleme des Erzählens von Holocaust und Exil. Immer wieder stockt die Erinnerung, bricht ab, versandet, springt und mischt Ereignisse, die offenbar nicht zusammengehören. Statt dessen nimmt jede der Gewährsfrauen, auf deren Berichte sich die Recherchen der Erzählerin stützen, fremde Erinnerungen «auf eine so zweifelhafte Art in Anspruch» (EJ 159), daß die Wahrheit der Geschichte hinter Täuschungen und «Lebenslügen» zu verschwinden droht. *Die englischen Jahre* ist ein Roman vom Verschwinden; es geht um Hirschfelders «Verschwinden vor der irischen Küste, sein Verschwinden in Claras Erinnerung und sein Verschwinden in der mutmaßlichen Autobiographie» (EJ 371). Gstreins Kunst besteht darin, eine Sprache für den Verlust und für das Verschwinden zu finden – denn was bedeutet das Exil anders als Verschwinden? Er erzählt von den «Auslassungen», den «Erfindungen, Anpassungen an die Gegebenheiten, Konstruktionen, die niemand kontrollieren würde» (EJ 238). Er kennt das Risiko der Klischees und leeren Formeln, weiß um die Gefahr, «daß durch den häufigen Gebrauch die Fakten so lange abgeschliffen werden, bis nichts mehr von ihnen übrigbleibt, oder nur eine harmlose, möglichst pädagogisch verwertbare Version, die dann in homöopathischen Dosen von den Lehrerinnen an ihre Schüler verabreicht werden kann». Deshalb könne, so Gstrein in einer Wiener Rede, «ein sog. Nachgeborener heute kaum noch ernsthaft eine Geschichte vor dem Hintergrund des Dritten Reiches» erzählen, «ohne die Rezeption von solchen Geschichten in irgendeiner Form mitzuerzählen»¹⁰. Norbert Gstreins Prosawerke sind kritische Selbstfindungsgeschichten von Außenseitern und Ausgesetzten, Anti-Idyllen ohne Bitternis. Mit *Einer* und *Anderntags*, *Der Kommerzialrat* und *Das Register* hat er ein klassisches Genre der österreichischen Literatur erneuert und artistisch gewendet: die Dorfgeschichte. Doch zugleich präsentiert der Autor eine Inventur des modernen Bewußtseins und provoziert die Frage nach der moralischen Berechtigung und Wahrhaftigkeit unserer Erinnerungskultur. Er beherrscht den Ton wohltemperierter Komik ebenso wie die Kunst der Montage aus historischer Reportage und fiktiven Memoiren, aus Phantastik und Realistik, aus Ironie und Satire, der er in seiner jüngsten Erzählung *Selbstportrait mit einer Toten* (2000) neue, auch selbstkritische Seiten abgewonnen hat. Dieses *Selbstportrait*, das zugleich nachgelieferter Prolog und Fortsetzung der *Englischen Jahre* ist, liefert eine Poetik in nuce, in der die Entwicklung des Schriftstellers und sein literarisches Selbstverständnis nicht ohne selbstironisch-parodistische Anflüge nachgezeichnet werden. Auch hier, in dem Selbstportrait des Künstlers als österreichischem Autor, treibt Norbert Gstrein ein munteres «Spiel mit Fakten und Fiktionen», das exakt recherchiert und virtuos erzählt ist, spannend bis zur letzten Seite.

Michael Braun, Köln

ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2 × monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen

Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich

Telefon (01) 201 07 60, Telefax (01) 201 49 83

Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,

Josef Bruhin, Werner Heierle, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice

Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz

Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 2001:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 61.– / Studierende Fr. 45.–

Deutschland: DM 78.–, Euro 40.– / Studierende DM 60.–,

Euro 31.–

Österreich: öS 550.–, Euro 40.– / Studierende öS 430.–, Euro 31.–

Übrige Länder: sFr. 57.–, Euro 37.– zuzüglich Versandkosten

Gönnersonnenschein: Fr. 80.–, DM 100.–, öS 700.–, Euro 50.–

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8

Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70)

Konto Nr. 6290-700

Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG,

Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),

Konto Nr. 473009 306, Stella Matutina, Feldkirch

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die

Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

⁹ Vgl. Rüdiger Görner, *Away from home. Norbert Gstrein's Die englischen Jahre*, in: *Times Literary Supplement* vom 31. Dezember 1999.

¹⁰ Norbert Gstrein, *Die Differenz. Fakten, Fiktionen und Kitsch beim Schreiben über ein historisches Thema*, in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 15./16. Januar 2000.